

Die Situation

1

Man wird mir nachsehen, daß ich keinen neuen Tonfall zur Verfügung habe, in dem noch einmal über den erloschenen literarischen Stadtbezirk Berlin-Prenzlauer Berg geschrieben werden könnte. Nachsehen werden es mir leicht jene, die seine Entwicklung von der Mitte der siebziger Jahre bis zur Blüte in der ersten Hälfte der achtziger Jahre aufmerksamer verfolgt haben, Zuschauer und Mitwirkende, die sich erinnern, auch daran, wie Routiniertheit aufkam bis hin zum Ausverkauf. Das postum nachvollzogene, rituelle Dahinscheiden angesichts der Akteneinsichten fand ja öffentliche Aufmerksamkeit, Annäherung von außen wie Entfernung von innen genug.

Uns interessieren hier ein paar Randglossen, die erst nach Tische kredenzt wurden: z.B. der Beitrag von Frank-Wolf Matthies, [„Einer, der tatsächlich etwas getan hat“, in: Frankfurter Rundschau, 3.1.1993; nachgedruckt in: *Machtspiele*, hg. von Peter Böhlig und Klaus Michael, Leipzig 1993; S. 350–353] oder das, was Rainer Schedlinski ausführlich darstellen durfte in der *neuen deutschen literatur* (6/1992), jener Vertreter eines Prenzlauer Berges weit vor diesem, der ihn doppelbödig mitgestaltet hat.

Beide Zeitabschnitte teilten allerdings Selbstverständlichkeiten. Sie bestanden im Bewußtsein einer „Situation“. Sie bestanden in dem großen, aber angenehm empfundenen, miteinander zelebrierten und genossenen Schweigen.

Wir schwiegen bunt, das versteht sich. Wir schwiegen bilderreich und poetisch. Wir füllten Ateliers und Hinterhauswohnungen mit dem Schweigen des fröhlichen Schaffens oder mit dem stöhnenden Schweigen unserer mehr oder minder unreflektierten Liebe.

Prenzlauer Berg war konkret und unangezweifelt, obwohl maroder Lebensraum in einer maroden, verlogenen sozialen Landschaft, bevor er sich aufblähte, bevor ihm der Kragen platzte, bevor er so konkret wurde, daß er jetzt viel, viel Zeit brauchen wird, sich von uns, von dir, Sascha Arschloch, und von mir, dem Naiven, zu erholen.

Potent genug ist das Normale, das Schöne eines solchen Stadtteils, in dem die Bevölkerung heterogen bleibt, in dem die Amsel wohnen bleibt, allemal.

Gern laß ich mich dabei der romantischen Sehweise zeihen. Aber so läßt sich schlecht berichten. Was hier folgt, ist der zigste Ansatz zu einem Bericht, nein eher zu einem Revue-passieren-Lassen, der und das sich einmal von poetischer Unbedingtheit herleitete und, dumm genug, emanzipierte.

Erzählt werden soll dennoch eine der unbündigen Geschichten, die sich mit hinlänglicher Folgerichtigkeit dem Prenzlauer Berg zuschlagen lassen, wenn wir ihn denn beiläufig glaubhaft als eine geistige Landschaft darzustellen vermögen.

Es ist die Geschichte zweier gebürtiger Ostberliner.

2

1975 stand Wolf Biermanns Kölner Konzert und seine darauf folgende Ausbürgerung noch bevor. Und damit der große Exodus der Dichterinnen und Dichter, Musiker, Schauspieler vor allem seiner Altersgruppe aus der DDR. Die Klaus-Renft-Combo sang, bereits behelligt, noch Texte von Gerulf Pannach. In diesem Jahr schien der Honeckersche Frühling gerade noch halten zu wollen.

1975, Anfang des Jahres, war ich, noch Oberschüler, aufgefordert, „eigene Texte in der Diskussion“ vorzutragen in gleichnamiger loser Folge von Lesungen im Literaturclub des *Hauses der Jungen Talente*

Berlin, Klosterstraße. Ein anderer Autor sollte am selben Abend am selben Ort Gedichte vortragen, einer, dessen Namen ich noch nie gehört hatte und der auch nicht Mitglied des Clubs war. Er hieß Frank-Wolf Matthies und war deutlich älter als ich, dreiundzwanzig Jahre alt. Ich weiß bis heute nicht, wer uns zusammen eingeladen hatte, kann aus dem Folgenden nur vermuten, wer interessiert war, daß wir einander kennenlernten.

Matthies' Verse lauteten z.B. so:

mir sitzt seit monaten

die angst im nacken

vorher saß ich bei ihr

dann SASS ich &

jetzt fürchte ich, daß

ich die angst verlier [Frank-Wolf Matthies: *Morgen. Gedichte und Prosa*, Reinbek 1979, S. 28]

Sie waren bewußt und streng gebaut. Sie beeindruckten mich sofort nicht nur wegen ihrer unverhüllten politischen Implikationen.

Sie hatten ihm allerdings bereits das höchste verfügbare Kompliment der DDR-Kulturpolitik eingebracht: Er hatte im Frühjahr 1974 in Untersuchungshaft gesessen. Die Denunziation war von einem Manuskript ausgelöst worden, das er dem *Mitteldeutschen Verlag* angeboten hatte. Davon wird noch die Rede sein. Als wir uns kennenlernten, bedeutete der Altersunterschied von sechs Jahren eine Menge. Matthies meinte nach der Lesung ironisch, ich sollte doch lieber mit dem Schreiben aufhören. So hätte es bei ihm auch angefangen. Und wozu es geführt hätte, sähe man ja. Man hatte es wirklich gesehen: den geflissentlichen Mitschreiber in der Lesung, und wie die Türe aufging und ein Dutzend jüngerer Herrschaften unter Führung eines älteren: Genossen störend eindringen und sich vorstellten als Studenten der Meteorologie (!) aus Potsdam, die an der Arbeit des Clubs interessiert seien. Wer hat gesagt, „die Stasi“ sei Literatur gewesen? Er hat recht. Und was für eine Literatur sie war: köstlich ironischer und barbarischer Text!

Matthies hatte 1974, gleich nach Entlassung aus der Untersuchungshaft, beim „Poetenseminar der Freien Deutschen Jugend“ in Schwerin den *Förderpreis der FDJ* erhalten für sein Gedicht „auf einen mfs-genossen“. Darin idealisierte er den sprichwörtlichen „guten Genossen“, entwarf den wahrhaft kommunistischen „Macher“ im Gewand des Stasi-Offiziers. Die Projektion geisterte bekanntlich bis zum Ende der DDR durch studentische und reifere Gemüter. Wahrscheinlich hat sie sogar bis heute überlebt. [Das klang damals sinngemäß so: „Der Karl-Eduard von Schnitzler, der hat da so einen Bruder, einen ganz alten Genossen. Der ist *wirklich* klug.“ (O-Ton im Umkreis der Humboldt-Universität Anfang der 80er Jahre) Oder, noch schlimmer, aber ein verbreiteter naiver Schluß unter quasi-feudalistischen Verhältnissen: „Wenn der Honecker (ersetze durch König, Herzog o.ä) *persönlich* von den Problemen der Leute wüßte, wäre vieles anders! Er ist einfach zu isoliert (hat schlechte Berater etc.)!“]

Im Sommer 1975 fuhr ich zu dem nämlichen Ereignis gen Norden. Es bestand vor allem aus Seminaren zur Technik des Schreibens, in deren Zentrum es tatsächlich um die eigenen Texte ging. Autoren wie Heinz Kahlau leiteten solche Seminare, Stefan Hermlin trug beispielhafte Dichtung aus seinem *Deutschen Lesebuch* vor und stand als Gesprächspartner zur Verfügung. Von denen, die als angehende Autoren kamen beziehungsweise auf Grund ihrer eingesandten Arbeiten eingeladen wurden, seien hier neben Matthies und mir nur genannt Jürgen Fuchs, Uta Mauersberger, Lutz Rathenow, Jens Sparschuh. [Anmerkung für Rainer Schedlinski u.a.: Vgl. beispielsweise die Anthologie *Vogelbühne*, Verlag d. Nation, Berlin 1983 (erst gemeint und ernstgenommen über das oberfaule und zähe Zustandekommen weg, bis hin zum letztlichem Ausschluß Bert Papenfuß) etwa mit den Anthologien der Poetenseminare *Offene Fenster*, den diesbezüglichen Poesiealben, *Auswahl*-Bänden usw.!]

Die Jungens von der Sicherheit standen durchaus penetrant zur Seite der Veranstalter oder waren identisch

mit ihnen. (Bloß keine Namen!) Das „Poetenseminar“ war Bestandteil langfristiger pädagogischer Stasi-Bemühungen, über die gesondert nachzudenken wäre. So fragte nicht zufällig in der Woche, die ich in Schwerin verbrachte, ein junger Mann vom Berliner Magistrat, Abteilung Kultur, zu Hause bei meiner Familie nach mir. Er würde sich wieder melden; was er auch gleich tat, als ich zurückkehrte. Der junge, glatte Herr blätterte mäßigen Interesses in meinen Manuskripten. Eingeführt hatte er sich noch einmal als Vertreter des Magistrats, welcher in der Förderung junger Schreibender nicht untätig bleiben wollte. Beim nächsten Termin saßen wir zu dritt in der *Bornholmer Klause*, ein Mittvierziger war dazugekommen. Es ging um meine Freizeitgestaltung und um meine Probleme. Mir schwante, was jedem gelernten DDR-Bürger spätestens jetzt schwanen mußte. Sie luden mich ins Rote Rathaus ein. Ich erfuhr erst kurz darauf, daß die für Kultur zuständigen Mitarbeiter des Magistrats ein paar hundert Meter weiter ihre Diensträume hatten, drüben in der Klosterstraße. Das „Büro“ gleich neben dem Nordeingang des Rathauses war entsprechend eingerichtet: das Telefon nicht angeschlossen, der Inhalt einer Aktentasche umständlich auf dem Schreibtisch ausgebreitet.

Auf den staubigen Schränken standen Stühle herum, lag, was in Abstellkammern von Behörden wohl zu liegen kommt.

Sie wollten mir also reinen Wein einschenken. Ich hätte mir sicher längst gedacht... Der Ältere zog seine Klappkarte am Kettchen aus der Tasche. Hauptmann Sowieso. Der Jüngere schaute noch ernsthafter. Der Gegner also... Der Gegner sei seit geraumer Zeit dabei, sich an junge oder angehende Kulturschaffende heranzumachen, um sie unter Ausnutzung mehr oder minder begründeter Unzufriedenheit angesichts zeitweiliger Probleme gegen die ansonsten bekanntlich positiv aufgenommenen Errungenschaften der Kulturpolitik aufzubringen und für seine feindlich-negativen Ziele zu mißbrauchen.

Da ich nun wegen meiner literarischen Ambitionen möglicherweise eine Zielscheibe des Gegners werden könnte, stellten sie sich vor, daß ich folgendes doch lieber auf ihrer Seite täte (Motto: „Sind Sie nun für den Frieden oder nicht?!“). Ich sollte es mir reiflich überlegen.

Ich sollte also das, was ich sowieso in meiner Freizeit betriebe, in ihrem Auftrag tun.

Die Herren meinten u.a. die Besuche in der Tanzbar *Große Melodie*, wohin ich montags oft zum Jazz ginge und die als eine Art Informationsbörse der „Szene“ gelten könnte. Sie meinten jenen Jugendclub in der Langhansstraße in Weißensee, wo Bettina Wegner und ihr Mann Klaus Schlesinger im *Kramladen* Musik und Literatur präsentierten... Sie meinten alle sonstigen kulturellen Veranstaltungen und Begegnungen, bei denen der Gegner tätig werden könnte, angesichts dessen sie ihrerseits, wie gesagt, nur tätig würden, weshalb sie mich hiermit in ihr Vertrauen zögen und also fragten, was ich davon hielte, ohne mich unter Druck setzen zu wollen. Ich könnte es mir überlegen. Sie hätten, wie gesagt, Zeit.

Der bereits Achtzehnjährige (man schrieb Ende 1975 oder Anfang 1976) überlegte prompt, ob er ein doppeltes Spiel beginnen könnte. Beim nächsten Termin redete er sich dann doch heraus, berief sich auf seine psychische Veranlagung, die ihn unfähig machte zu lügen. Die von ihnen gerade eben zur Verfügung gestellte Schreibmaschine (sieh da!) aus den dreißiger oder vierziger Jahren gab er zurück. Sie war wegen Angst vor einer Wanze von Anfang an nicht benutzt, sondern im Hängeboden über der Toilette abgestellt worden. Wir verabredeten, daß ich sie zu einem bestimmten Zeitpunkt hinter die Haustür stellen würde. Sie holten sie dann ab. Darin bestand die avancierteste konspirative Handlung meiner Karriere als „IM-Vorlauf“; denn um einen solchen handelte es sich wohl.

3

Bei FWM (um im weiteren Frank-Wolf Matthies' eigenes Kürzel zu benutzen) hatte ich etwa zur gleichen Zeit „einen Freund“ kennengelernt, der sich tatsächlich für meine Gedichte interessierte. Es war der damals vierundfünfzigjährige Franz Fühmann (ab 1977 „OV Filou“). Er hatte bereits bei offiziellem Anlaß Gedichte

von FWM in der Akademie der Künste vorgetragen, um anhand von dessen Arbeit auf die heranwachsende, doch von der Kulturpolitik der DDR ausgegrenzte nächste Generation hinzuweisen. Von Anfang an ging es im Gespräch zwischen uns um Möglichkeiten, das Abgewiesene und also Abwesende in der DDR zu publizieren. Fühmann ging es stets um „uns“ in der Mehrzahl, um die nachwachsende Literatur, insbesondere um Dichtung und die Problematik jener, die sie schrieben, die es zu der Zeit peu à peu gen Berlin, wegen der leicht zu beschaffenden Wohnung in den Prenzlauer Berg zog.

1976 kam Papenfuß aus Schwerin, 1978 Rathenow aus Jena, und beide wohnten im Friedrichshain: Prenzlauer Berg war eine schillernde, ausstrahlende Hausnummer, war überall, wie sich hier bereits andeutet. An Fühmanns Korrespondenz wird auch dieser Teil der Arbeit seiner zehn letzten Lebensjahre deutlich.

Im Frühjahr 1975 hatte FWM, schon wieder in der Zelle, statt zwei bis fünf Jahre Gefängnis den Status eines Bausoldaten (des Wehrdienstes ohne Waffe) „gewählt“. Direkt anschließend, zwei Jahre nach der KSZE, stand ich in der gleichen Lage der „Wahl“ zwischen Gefängnis und regulärem Dienst. Ich wählte den Dienst. Kurz nach Einberufung und Bekanntschaft mit dem Militärrichter von Berlin im November 1976, exakt zum Termin der spektakulären und folgenreichen Ausbürgerung Wolf Biermanns, erschienen ein paar Gedichte von FWM und mir in *Sinn und Form*, versehen mit einem Vorwort von Franz Fühmann. [Franz Fühmann: „Schneewittchen: Ein paar Gedanken zu zwei jungen Dichtern“, in: *Sinn und Form*, 1976, Heft 6, November/Dezember 1976, S. 1259–1264]

Unsere Begegnungen hatten sich unter diesen Umständen reduziert. Wir schrieben einander lange Briefe. Die „Organe“ wußten sich auch dafür „zuständig“. Im November 1977 wurden alle in meinem Besitz befindlichen Briefe FWMs und alle auffindbaren Manuskripte bei einer sog. Tiefenkontrolle [Wer es einmal mitgemacht hat, weiß, was gemeint ist, und ihm wird nichts anderes einfallen dazu als das unter jenen Umständen siedelnde Wort „Sackstand“. Soll es also an diesem unteren Rand des Prenzlauer Berges stehen bleiben. Alle Nichteingeweihten mögen sich Glacéhandschuhe vorstellen, sie in schmutzige Socken tauchen und einzeln auf den Boden fallen lassen.] – unter dem billigen Vorwand, Munition sei verschwunden – konfisziert. Ich wanderte ein paar Tage in Arrest und sah die Papiere nie wieder. Im Frühjahr 1978 konnte ich die Uniform ablegen und tauchte wieder auf.

Es gab den Prenzlauer Berg bereits in seinem heute geläufigen Sinne. Allerdings fanden noch Lesungen und Zusammenkünfte statt, wie sie wenig später, in den achtziger Jahren, so nicht mehr denkbar waren, wie sie von den Apologeten der unpolitisch = ! subversiven Szene heute nicht zu dem gezählt werden, was zählte: Heinz Kahlau etwa liest lachend eigene FDJ-Gedichte aus den fünfziger Jahren in der Wohnung von FWM vor. Ein vielgeplagter, dabei konsequenter und notgedrungen routinierter Katz- und Mauspartner der Stasi und heutiger Bundestagsabgeordneter sitzt in lauter Runde auf dem Fußboden bei einer Graphikerin, und grölt, „na zwei sind doch immer dabei“. Meine Liebste und ich, eben angekommen und noch im kahlen Raum stehend, wir gingen prompt. (Längst hab ich mit dem Schreihals von damals darüber gelacht.)

Wiederum bei FWM: Robert Havemann plaudert, umlagert von Zuhörerinnen und -hörern, Oder: „Stasi-Else“ (Spitzname von mir geändert) liest in dissidentischer Runde einen unsäglichen Text von Jewtuschenko über „staatsbürgerliches Bewußtsein“ aus der *neuen deutschen literatur* vor und meint, darüber sollte doch auch einmal diskutiert werden, woraufhin sich tatsächlich ein hickhackendes Gespräch entspinnt. Was will ich damit sagen? Zuallererst, daß es den Prenzlauer Berg, von dem hier die Rede geht, den literarischen, untergründigen, lebendigen, bereits vor jenem gab, der sich selbstbewußter als solcher definierte und abgrenzte.

Dies tat er auch dank der Anstrengungen zweier Zugereister. Ja, ich meine speziell die heutigen Gesellschafter des Druckhauses Galrev, bestehend aus Sascha A. alias „David Menzer“ alias Fritzchen Müller usw., sowie Rainer Sch. alias „Gerhard“. Diese Zugereisten bezogen ihr Selbstbewußtsein, wie wir nach Tische erkennen durften, besonders aus einem Herrschaftswissen, wie es beflissenen Dienern (zeitgemäß

„Inoffiziellen Mitarbeitern“, IM) ihrer Herren (der sog. Führungsoffiziere) bei einiger Aufmerksamkeit wohl zu wachsen mochte. Dies verkaufen sie uns nun als selbstverständliche, notwendige und obendrein gängige Münze, verwandt dem Schwarzmarkt für Autos, dem Devisenbeschaffen der Großbetriebe, die ihre Geldkofferleute zur Wechselstube am Bahnhof Zoo schickten u.v.a.m.

Dabei tragen sie schamhaft den Anspruch ihrer Herren als ihren eigenen vor. So und nur so sei es eben notwendig gewesen in jenem untergegangenen Staate.

So hätte man womöglich noch etwas aus ihm machen können, nicht wahr?

Es gab einen Prenzlauer Berg vor ihrem. Es gab eine Hausnummer Prenzlauer Berg, die sich durchaus bunt mischte, die aber zugleich noch einer älteren Form des Gesellschaftsspiels DDR zuneigte. Ich suchte es oben anzudeuten: Dissidenten, Bürgerrechtler, die noch nicht so genannt wurden bzw. deren Selbstverständnis noch ein anderes war, Künstlerinnen und Künstler, [Da diese hier wegen des Fokus auf die Literatursträhne der Geschichte zu kurz kommen müssen (trotz ihrer nicht wegzudenkenden Teilhaberschaft an der stets querverbindenden, wuchernden Produktivität jener Landschaft), sei verwiesen auf eine Sammlung von Aufsätzen, die vor dem Ende der DDR konzipiert und quasi während desselben erschienen ist: *Kunst in der DDR*, hg. von E. Gillen und R. Haarmann, Köln 1990.] Autoren gingen miteinander um, gingen aufeinander ein, ja sprachen verschiedene Klartexte miteinander, die später durchaus untergingen.

Selbstverständlich verschwand all das nicht über Nacht, verschwanden insbesondere die beteiligten Personen nicht plötzlich, sondern es löste sich, parallel zur allgemeinen Entwicklung, auf. Am schmerzlichsten für die Zurückbleibenden geschah dies durch die kontinuierlich zunehmende Zahl der Ausreisen gen Westen. Ganze Freundeskreise fielen der Dauerdrainage zum Opfer. Es gab mitunter nur noch dieses lähmende Gesprächsthema. Führte ich z.B. literarisch interessierte Fremde durch die Straßen des Prenzlauer Bergs, kam ich immer seltener umhin, die Topographie der *früheren* Wohnorte von Freunden einzubeziehen.

Bei der beschriebenen Art kritischen und vor allem: moralischen Gedankengutes, das jenen älteren Prenzlauer Berg geprägt hatte, blieben konsequent bis an den Rand des Anachronismus nur die Bürgerrechtler, beispielsweise die – ich sage es liebevoll-kritisch – Geheimbündler von der „Initiative Frieden und Menschenrechte“. Daraus ergaben sich Spannungen, die, wegen der Trennung der Sphären, bis heute wohl nicht ganz ausgeräumt sind.

Gemeinsam jedenfalls hatten wir zuvor die Antworten auf den Realsozialismus in einer traditionellen Weise gegeben, nämlich in jener Havemanns, Biermanns (noch nicht in der Orwells, Koestlers, Sempruns, Milosz's oder Solschenizyns!). Wir lasen noch Brechts „Me-Ti“ und des spitzeren Hanns Eislers „Gespräche mit Hans Bunge“, lasen sogar Volker Braun (einer von diesen Zufällen: sein Gedichtband *Gegen die symmetrische Welt* erschien 1977 in besagtem *Mitteldeutschen Verlag*).

Wir lasen Bücher von „konventionell schreibenden“ Kollegen, die gerade gen Westen gingen oder schon gegangen waren, von Sarah Kirsch und Hans-Joachim Schädlich, Thomas Brasch, Jurek Becker und Günter Kunert. Wir begeisterten uns an den Essays von Franz Fühmann, damals vielleicht an denen über E.T.A. Hoffmann, in denen gegen den deutschen Untertanengeist gewettert und für die Phantasie gefochten wurde. Als ich übrigens im Winter 1976/77 in der Storkower Kaserne auf dem dreistöckigen Bett sehr leise den Mitschnitt eines Pannach/Kunert-Konzertes im West-Radio hörte, klang der Kommentar von den Laubsägebastlern unten so:

Der hört wieder seinen roten Mist! [Es handelt sich um ein bezeichnendes Mißverständnis. Um so lächerlicher waren Kampagnen in der gleichgeschalteten Presse wie jene gegen Biermann nach dessen Ausbürgerung. Es meldeten sich damals „Brigaden“ von Bergarbeitern oder „Kollektive“ aus Großbetrieben zur Verdammung eines zu Wort, der ihre „Arbeiterehre“ verletzt hätte... Dabei kursierten die ausgeleierten Kopien von Biermannplatten wahrlich am wenigsten unter Arbeitern. Solcherart unverhohlen

kommunistische Kritik am Kommunismus (eines Genossen an Genossen!) mochten die meisten von ihnen einfach nicht. Wenn ich andernorts gemeint habe, antikommunistische Opposition habe es in der DDR nie gegeben, so fand sie sich vielleicht doch gerade auf der Seite der Nicht-Intellektuellen. Aber sie wurde über den Biertisch hinaus nie laut. Und den Brückenschlag zwischen beiden Bevölkerungsgruppen wie in Polen zur Zeit der frühen Solidarność, es gab ihn in der DDR wohl nie, nicht am 17. Juni 1953, aber selbst 1989/90 nur im Gefühl, nicht im Gedanken.]

Ja, in diesem Sinne war ich „rot“, waren wir rot. Wir hatten etwas zu tun auf dem Gebiet, das der Realsozialismus für sich in Anspruch nahm. Deshalb nannten wir ihn auch eingrenzend Stalinismus. Wir setzten ihm den dunkelroten oder schwarzroten (und doch so rosaroten, blauäugigen) des „wirklichen“, des kommenden Sozialismus entgegen. Nicht wahr, liebe Freunde? Das verlor sich lang vor Mitte der achtziger Jahre, mir jedenfalls kam es zügig abhandeln. Der Sozialismus selbst war für einen nachzügeln Anarchisten wie mich – naiv wie alle, unpragmatisch bis zur Unbeholfenheit – längst indiskutabel, als ihn Bärbel Bohley, Ulrike und Gerd Poppe u.a. noch zu reformieren trachteten, bis hinein in den Zusammenbruch der DDR und des sozialistischen Systems.

Wie gesagt, und nur zur Vollständigkeit des Protokolls: Dies war *auch* Prenzlauer Berg, bevor er zu einem kurzlebigen Konzept wurde, bevor aus seiner selbstverständlichen Topographie Planquadrate der Szene wurden, in denen gänzlich andere Regeln galten und deren geistiger oder überlebensstrategischer Ansatz verschiedener von dem zuvor hier gedachten nicht hätte sein können.

Daß genau zwischen der einen und der anderen *Phase* Alexander „Sascha“ A. als überzeugter Träger und Motor der Entpolitisierung (als echter, zeitgemäßerer Subversion) installiert wurde, leuchtet unter Stasi-Kalkül ein.

4

Hier lag, zumindest kulturell, die letzte Wasserscheide der vierzig Jahre DDR (die allerletzte hin zur Agonie bezeichnet eindeutig der Machtantritt Gorbatschows): in dem offensichtlich großen und gewichtigen Mikrokosmos, den der beargwöhnte Eintritt der ersten und letzten echten „DDR-Generation“ in die beinahe ausgezehnte Landschaft aufschloß.

Was führte zu dem Umbruch, auf dem die Szene, die bunte Generation der achtziger Jahre anschließend ihre Tänze aufführen konnte?

Unter anderem eben die Eingebundenheit des Prenzlauer Berges in das politische, ideologische Umfeld DDR. Erinnert sei noch einmal daran, daß seine Blüte nicht zu denken ist ohne die gleichzeitige kulturpolitische Abwärtsbewegung ab 1975/76.

In dem Moment, als „wir“, z.B. jene kritischen Autorinnen und Autoren der fünfziger Jahrgänge, z.B. aber auch bislang abgewiesene oder verfolgte etwas ältere Autorinnen und Autoren wie G. Neumann, W. Hilbig, M. Maron in die Literatur des Landes DDR hätten eintreten können, weil die Stapel unserer unveröffentlichten Manuskripte deutlich gen Himmel wuchsen, just in dem Moment schickten sich Hager, Rackwitz & Co. [Kurt Hager, langjähriges Mitglied des Politbüros der SED und angeblich für Kultur zuständig; Ursula Rackwitz, Leiterin der Abt. Kultur beim ZK der SED] an, dessen etablierte, nichtsdestotrotz wichtige, kritische Literatur mit dem schmutzigen Bade auszuschütten. In diesem Zusammenhang hatte sich übrigens der Schriftstellerverband endgültig von einer „Gewerkschaft, aus der man nicht austritt“ (Fühmann) zu einem willfährigen Arm der Zensur gemausert.

Konsequenz aus Biermann-und-Folgen einerseits, folgerichtige Weiterführung des restriktiven Kurses gegen das immer noch verbliebene Geistesleben andererseits war das nun eingeführte „3. Strafrechtsänderungsgesetz“ von 1979, worin z.B. jede noch so lächerliche Weitergabe von noch so

lächerlichen Materialien gen Westen kriminalisiert wurde. [Was haben wir geflucht=und=gelacht z.B. über § 99, „Landesverräterische Nachrichtenübermittlung“: „Wer der Geheimhaltung nicht unterliegende Nachrichten (Hervorhebung U. K.) zum Nachteil der Interessen der DDR an [... einen Geheimdienst oder... ausländische Organisation sowie deren Helfer] übergibt, für diese sammelt oder ihnen zugänglich macht, wird mit Freiheitsstrafe von zwei bis zu zwölf Jahren bestraft.“ Mit den „ausländischen Organisationen sowie deren Helfern“ waren u.a., wenn nicht vor allem, westdeutsche/westliche Journalisten gemeint, mir den „Nachrichten“ selbstverständlich auch Verlautbarungen, sagen wir, aus dem *Neuen Deutschland* von vor zehn Jahren, die der heutigen Linie der Partei nicht mehr entsprachen. S. o.: Was haben wir gelacht! Wenn es uns nicht im Halse steckenblieb.] Jeder Kontakt zu westdeutschen Journalisten etwa konnte zu einem Delikt erklärt werden, verklausuliert immer mit jenem „gegen die staatliche Ordnung der DDR gerichtet“. [Wie in § 219, „Ungesetzliche Verbindungsaufnahme“. Man studiere im Strafgesetzbuch der DDR (hier wird zitiert aus der 8. Auflage, Staatsverlag der DDR, Berlin 1984) die – von heute aus – Kuriositäten, die zu ihrer Zeit gefährliche Monstrositäten waren. Dutzendfach führten sie zu Fällen wie dem einer jungen Frau, die eines Tages mit dem Personalausweis der DDR zum Grenzübergang Friedrichstraße ging und begehrte, statt jahrelangen Wartens auf Bearbeitung ihres Ausreiseantrages sofort nach Westberlin fahren zu dürfen. Wegen „Versuchs... ungesetzlichen Grenzübertritts“ (§ 213) sowie wegen dabei vorgekommener „Beeinträchtigung... der staatlichen Organe“ (§ 214) wurde sie zu über einem Jahr Gefängnis ohne Bewährung verurteilt. Aus dem berüchtigten DDR-Frauenknast Hoheneck wurde sie erst nach zwei Dritteln der Zeit vom Westen freigekauft.] Es war ein Maulkorbgesetz. An Robert Havemann und Stephan Heym wurden die Präzedenzfälle bis zur Verurteilung zu relativ hohen Geldstrafen durchexerziert. Jüngere, weniger bekannte Autorinnen und Autoren waren gewarnt. Die Botschaft lautete: Entweder veröffentlicht ihr in der DDR die Texte, wie sie die Zensur zuschneidet, oder ihr laßt es ganz. Der hier wie andernfalls angewandte Trick (auch wegen der reinen Weste auf internationaler Bühne) bestand darin, niemals von Literatur oder gar von Zensur zu reden, sondern von Belangen des Zolls, von Finanzdelikten und anderen Formen der Kriminalität.

Verfahren wurde allerdings, wie in dem auffällig sensiblen (auch, weil renommierfähigen) Bereich der Kulturpolitik üblich, mit der gebotenen Inkonsequenz. Als sei gerade dadurch die Schleuse geöffnet worden, erschien das bislang mehr oder minder „hoffnungsfroh“ Zurückgehaltene reihenweise in westdeutschen Verlagen. Das „Büro für Urheberrechte“, Zensurfilter und Devisen-Abstauber für alles, was legal im Ausland publiziert werden durfte, stand staunend beiseite.

Hier hat Schedlinski partiell recht, wenn er anmerkt, so etwas sei nur mit Wissen bzw. Duldung (aber wohl kaum „mit Unterstützung“) durch die Stasi möglich gewesen. [In: *neue deutsche literatur*, Heft 6, 1992] Was an Bedeutsamem in den Schubladen bzw. in den Lektoratsregalen zu schimmeln gedroht hatte, wurde sichtbar. Es wurde sichtbar und wahrgenommen auf dem westdeutschen Büchermarkt, re-importierbar in die DDR nur auf dunklen Wegen. Es wurde deutlich in seiner *abwesenheit* (W. Hilbig).

So erschienen ab 1979 in dichter Folge fast alle wichtigen DDR-Bücher im Westen: Frank-Wolf Matthies *Morgen. Gedichte und Prosa* im Rowohlt Verlag, Gert Neumanns „Die Schuld der Worte“, Prosa, und sein Roman *Elf Uhr*, Wolfgang Hilbigs *abwesenheit*, Gedichte, und sein Erzählband *unter dem neomond*, Monika Marons *Flugasche* in der *collection fischer* des S. Fischer Verlags. Eine Zeitlang war die *collection fischer* des Lektors Thomas Beckermann die Adresse für jüngere deutsche Literatur, insbesondere aber für jene aus dem Osten (dazu gehörten später noch Wolfgang Hegewald, Bernd Igel, Katja Lange-Müller).

Der Zustand war anachronistisch genug für die Beteiligten, denen die Schere zwischen Lebens- und Arbeitsort einerseits und Anwesenheit ihrer Texte bei einem unbekanntem Publikum andererseits ins eigene Fleisch schnitt. Das Bewußtsein von einer unhaltbaren Situation war breit gestreut, ebenso die Frage, wie es weitergehen sollte. Die Antwort braute sich in verschiedenen Zentren zwischen Karl-Marx-Stadt, Leipzig, Dresden-Neustadt und Berlin-Prenzlauer Berg, mehr oder minder unabhängig und gleichzeitig, zusammen.

Besonders die beiden letztgenannten Orte waren prädestiniert für solcherart Aufbruch, weil sich in ihrer ähnlich unübersichtlichen „Bausubstanz“ die mittellosen jungen Künstler, Musiker, Theaterleute, Autoren [Anmerkung für BeckmesserInnen: Ich verzichte gern und freiwillig auf das „taz“-Innen, wemns beliebt, und benutze die konventionellen Hauptwörter, solange kein besserer Vorschlag zur Lösung *des* sprachlichen Problems vorgetragen wird.] konzentriert ansiedelten. (Dem gefeierten Star der Honecker-Ära, dem korrumpierten Baufacharbeiter waren sie unzumutbar. Der mußte sich darum sein Leipzig-Grünau und sein Marzahn mit Innenklo und fließend warm Wasser selber baun.)

Der meisten Genannten augenscheinlich gemeinsame Überlegung galt zunächst nur der DDR selbst und dem in ihr zu Bewirkenden. Großgeschrieben wurde, daß es darum ginge, etwas HIER zu „machen“, HIER aufzubauen, zu unternehmen. HIER, in der allemal schäbigen DDR, sollte produziert und anwesend, das längst Vorhandene sichtbar gemacht werden. Übrigens will mir im Nachhinein scheinen, so hätte eine Form von befristeter Identitätsfindung sich ereignen können, die alles andere als „intellektuellen Bankrott“ bedeutete. [Siehe Johannes Willms: „Das große Lamento“, in: *Süddeutsche Zeitung*, 1.7.93, S. 3. Dort findet sich u.a. der fragwürdige Satz: „Das Verlangen nach Identität ist die Lebenslüge von Zombies.“]

Diese unterschied sich selbstverständlich von der früheren bzw. fortbestehenden Identifikation der Ankunfts- und Aufbau-Generationen mit dem Staat DDR. Sie war gebrochene, distanzierte Identität statt Resignation im lastenden Schlagschatten der Mauer. Sie kannte keine Dankbarkeit mehr! Wie oft nämlich ist uns Mangel daran vorgeworfen worden – wie allen undankbaren Kindern, speziell von Nachkriegsgenerationen. Ein Besonderes lag sicher darin, daß „der Staat“ selbst hier den Vorwurf erhob, und zwar ganz ungeniert in Strukturen, die sich in Canettis *Masse und Macht* nachlesen lassen. Nebenbei: Das hier Dargestellte hat mit Begriff und Gedanken der „Nischengesellschaft“ nichts gemein.

5

Der bis Anfang der achtziger Jahre übliche Weg zur Publikation mit seinen offiziellen Verlagen, Galerien, Druckereien war ein zu zäher, er kostete zuviel Lebenszeit. Schulkinder der Ulbrichtzeit erinnern sich gut daran: „Ihr werdet den Kommunismus noch erleben!“ strahlten die Lehrer. Und unsere Augen strahlten zurück bei der Vorstellung, alle sollten gleich (lieb) sein, alle würden ohne Geld alles (Schöne) bekommen usw.

Alle Formen von Geduld waren bei vielen gleichzeitig aufgebraucht. Wir hatten diese Lebenszeit nicht mehr, und zwar *auch* angesichts der Eskalation, die das irrsinnige Konzept „Star Wars“ des Ronald Reagan bedeutete, *auch* angesichts der mittelstreckenraketen-gespickten Landschaft des irgendwie schrumpfenden Fleckchens Erde namens DDR (das hatte ja keinen anderen als diesen schäbigen Namen, das „Dreibuchstabenland“). Mit dem Beginn der achtziger Jahre schürzte sich der Knoten für uns in der DDR. Er schürzte sich jedoch in einem unüberhörbaren Kontext. Die apokalyptische Vision war rationales Gemeingut. Der NATO-Doppelbeschluß zu Nachrüstung-und-Verhandlungen stiftete nicht umsonst u.a. eine einmalige „Begegnung zur Friedensförderung“ zwischen Autorinnen und Autoren aus beiden Deutschländern. Sie fand 1981 am Berliner Alexanderplatz statt, und Stefan Hermlin hätte sie ohne diesen allgemeinen Druck, ohne die allgemeine Angst bei Hofe nicht durchsetzen können.

Und erst dann, gleichzeitig mit der Unabhängigen Friedensbewegung, gleichzeitig mit den Friedenswerkstätten, Punkkonzerten unter Kirchendächern, Lesben- und Schwulentreffen, literarischen und Diskussionsveranstaltungen ebenda, gleichzeitig mit dem Mut, sich zu unkontrollierten Lektürezirkeln zusammenzuschließen, um Bahros *Alternative*, die Schriften des *Club of Rome* oder auch nur Freuds *Traumdeutung* endlich einmal zu lesen – all das wirklich DDR-weit – ... gleichzeitig und mit verwandter und identischer Aktion war er unvermittelt da, der Fokus, die Quelle, der artesische Brunnen, stets frisch gespeist aus Sachsen, Thüringen, Mecklenburg usw., der schönste Wohn-, Lebens- und Arbeitsort, die schönste Art zu

wohnen, zu leben, zu arbeiten, war binnen kurzem das, an dem wir unversehens alle woben: der Mythos: der Prenzlauer Berg.

6

So sah sie aus, so lautete die Antwort. Sie wurde, wie gesagt, gleichzeitig an mehreren Orten gegeben. Der Eintritt ins Allerheiligste des längst verblichenen, doch bis zum süßsauren Ende vielkommentierten „Sozialistischen Realismus“ [Es wurde so lang herumdefiniert an ihm, bis wenigstens alles in sozialistischen Ländern Geschriebene oder an Kunst Geschaffene darunter subsumiert werden konnte, wenn es denn den Kanon des Veröffentlichten oder die Adellung durch offizielle Ausstellungen erlangte. Der Begriff war ohnehin stets vor allem eine Zensurvorschrift. Zum Ende allerdings war er nur noch taub.] wurde verweigert, also bauten wir der eigenen Kunst die eigenen bescheidenen Tempel.

Warum hatte es „Samisdat“, das Selbst-Herausgegebene, das an der Zensur vorbei Verbreitete, bis dato in der DDR nicht gegeben? Auch, weil etwa Fühmann, Kunert, Mickel, Kirsch, Schlesinger noch in den siebziger Jahren den offiziellen, den legalen Weg gehen wollten selbst da, wo es um eine Art unabhängiger Autoren-Herausgeberschaft ging, auch dann noch, als der Gedanke einer unabhängigen Zeitschrift aufgekommen war. Und der übliche Weg war allemal der, im westlichen deutschsprachigen Raum nicht nur die Zweitpublikation des in der DDR Präsenten zu genießen, sondern auch das *da* unterzubringen, was die Zensur *hie* nicht hatte passieren können. Samisdat à la DDR hieß für die bislang etablierten DDR-Autoren, in Frankfurt/M., Darmstadt oder Hamburg zu publizieren, vielleicht auch in Wien, Graz oder Zürich. Darin unterschied sich die Lage in der DDR deutlich von jener in der ČSSR beispielsweise, von der östlich des weißrussischen Brest ganz zu schweigen.

Und auf eines sei in dem Zusammenhang doch noch einmal verwiesen, das oft vergessen beziehungsweise lässig unterschlagen wird: Mit kaum nennenswerten Ausnahmen hatten es auch alle „nachgewachsenen“ Autorinnen und Autoren probiert, den „normalen“, den offiziellen Weg zu gehen. Wer war nicht alles an der drögen Schriftstellerverbands-Meierei und -Eierei der *neuen deutschen Literatur* gescheitert oder letztlich stolz, wenn dort doch noch ein paar Verse oder Aphorismen oder eine Rezension veröffentlicht worden waren. Wer hatte nicht die Fotoprozedur gerne über sich ergehen lassen, um etwa in die *auswahl* des FDJ-Verlages *Neues Leben* vorzudringen mit immerhin zwei oder drei Gedichten (Verf. inklusive).

Wessen Manuskripte lagen nicht bei DDR-Verlagen und drohten, dort siedelnden Staub und Schleim und Schimmel anzusetzen (W. Hegewald, W. Hilbig, K. Lange-Müller, M. Maron, Ch. Moog, G. Neumann, B. Papenfuß, L. Rathenow...). Wer hatte nicht Hoffnung investiert dort, wo nun ihre/seine Texte die heimlichen, stets verklemmten, die unheimlichen Paternoster zwischen Hauptverwaltung Verlage und „Abteilung I“ (Stasi) und ZK Abteilung Kultur und internen und externen, vor allem unsichtbaren, ungenannten Gutachtern auf- und ab-dümpelten.

O all der Bemühten, die sich noch heut gern in die Heldenbrust werfen: Niemals, nie hätten sie irgendwelche Protokolle über etwelche brenzligen Gespräche geliefert, i bewahre! So schwören sie, so gehen wir über ihr feistes Lächeln weg, wenn sie heute schon wieder Gutachten und Protokolle schreiben. Kein Licht und keine Namen! Außer dem des Cleversten vielleicht, des Stars dieses schäbigen Parketts, oberglatten Chefs der Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel im Ministerium für Kultur: Klaus Höpcke. In seinem Selbstverständnis war er wohl höchstens mittlerer Chef der mittleren, ach der unbedarftesten (nicht vielleicht doch ein bißchen: Zensur-?) Behörde, jenes „Amtes für Literatur“, angesichts dessen schon der mit allen Wassern gewaschene Bert Brecht in den *Buckower Elegien* des Jahres 1953 ächzte.

Ach, hatte nicht einer von den vielbemühten „kritischen Germanisten“ lange bevor Kafkas klitzekleinste Erzählungen in der DDR veröffentlicht worden wären, bereits eine Dissertation zur rechten Lesart veröffentlicht? Aber es gab ja den Buchladen in Budapest, in der Váci utca, wo die Bändchen aus dem *Fischer*

Verlag an der rechten Wand oben im Regal standen. Kafka gerecht zu werden, schmuggelten wir, im Prozeß Befindliche, seine Bücher in den Dunstkreis des Schlosses, das uns das Leben vergällte.

Nun jedenfalls, nach unseren zeitigen Erfahrungen, wollten wir das von uns Produzierte auch unverfälscht einander und dem notgedrungen kleineren Publikum zugänglich machen. Es schlug zunächst die Stunde der Grafikmappen. Das Experiment gelang: Texte konnten, wo sie mit Graphik kombiniert wurden, unbehelligt in der lächerlichen, aber eben (halb-)legalen Auflagenhöhe von bis zu 99 Exemplaren erscheinen. Das Edle, das Kostbare dessen, was so entstand, war neben seiner durchaus gewollten Ästhetik *auch* notgeboren. Es schlug die Stunde unabhängiger Galerien, der gutbesuchten Lesungen, die zuvor schon sowohl in FDJ-Jugendclubs als auch in Jungen Gemeinden oder bestimmten Veranstaltungsreihen der evangelischen Kirche stattgefunden hatten und vielfach zu Podien des politischen Gesprächs hatten werden können (so Autorin/Autor dies anstrebte und/oder den relativ billigen Mut dazu hatte).

Es schlug die Stunde der berühmten Wohnungslesungen, bei denen das baupolizeiliche (sprich Stasi-)Argument von der Gefährlichkeit so großer Menschenansammlungen auf so morschem Gebälk nachzuvollziehen war.

Es schlug schließlich, endlich, die Stunde der ersten unabhängigen Zeitschriften.

7

Davor aber, beziehungsweise dazwischen, im gleichen turbulenten Zeitraum, liegen bezeichnende Intermezzi. Die Maschine der Einschüchterung, der „revolutionären Wachsamkeit“, sie war bekanntlich schon seit den Tagen der bolschewistischen Tscheka literarisch ambitioniert, jedenfalls regelrecht begierig auf literarische Formen der Abweichung von der jeweiligen Linie der Partei.

Im November 1980 war ich eines Abends verabredet mit dem achtzehnjährigen Dichter Thomas Erwin. Er war mir immer etwas suspekt gewesen mit seiner Fähigkeit, das Glas Wasser gegen seinen Durst in meiner Küche schon gefüllt zu haben, bevor ich ihm überhaupt Guten Tag gewünscht hätte. Auch trug er mir die Lektüre sämtlicher verbotener Havemannscher Bücher so penetrant an, daß ich nur das Eine denken konnte. [Die Entschuldigung bei denen, denen ich offen oder unausgesprochen im Laufe jener zehn, fünfzehn Jahre Stasi-Zuträgerschaft unterstellt hatte und bei denen sie sich nicht nur nicht bestätigt hat, sondern die in der Regel selbst Bespitzelte waren, hat allemal persönlich zu erfolgen. Wem ich nun partout nicht begegne, die oder der nehme den guten Willen bitte hier zur Kenntnis. Das Mißtrauen, es fraß mehr oder minder in uns allen. Wir hätten *schöner* miteinander leben können.]

An dem Abend allerdings wurde ich eines besseren belehrt. Ich stand vor einer versiegelten Türe. Man hatte ihn verhaftet, erfuhr ich von einem gemeinsamen Freund. Wie üblich wußte niemand Genaues. Die Gerüchteküche brodelte, die Schedlinski im Nachhinein gutheißen will. Aber sie hat uns blockiert, streckenweise lahmgelegt. Sie war einer der widerlichsten Aspekte des DDR-Lebens.

Drei Wochen später kam die Nachricht, Lutz Rathenow und FWM wären ebenso verhaftet worden. Bevor nur mitzuteilen ist, wie sie auf eine bezeichnende Initiative hin wieder freikamen, sei noch einmal auf das juristische Fundament eingegangen, auf dem sich die „zuständigen Organe“ (d.h. im Grunde ausschließlich das Ministerium für Staatssicherheit) abgesichert wußten und um so ungehemmter bewegten. Einige Paragraphen, durch die belletristisches Arbeiten und Arbeitskontakte mit Journalisten ins Reich krimineller Aktivitäten verwiesen wurden, sind oben bereits angemerkt.

Das Privatissimum, das in Aufbau und Unterhalt eines Freundeskreises bestünde, war allerdings auch mit Paragraphen des Strafgesetzbuches belegt. [§ 218 StGB der DDR, „Zusammenschluß zur Verfolgung gesetzwidriger Ziele“ (nicht zu verwechseln mit § 107 „Verfassungsfeindlicher Zusammenschluß“), daran besonders interessant die „Anmerkung: Eine andere unbefugte Gründung oder Förderung der Tätigkeit von

Vereinigungen *ohne gesetzwidrige Zielstellung* kann als Ordnungswidrigkeit verfolgt werden.“ O des geduldigen Papiers, das diesen Gummi aushalten durfte, der gegen jeden Lesezirkel anzuwenden gewesen wäre – oder eben nicht. Bedroht wurden hiermit selbst die Reformwilligsten, deren Grundsätze ja bis zum Schluß, bis zur Gründung des „Neuen Forums“ im September 1989, so verfassungskonform blieben, wie dies bei „kritischen Genossen“ nur der Fall sein konnte.] Oder es konnte darin, daß einer keiner geregelten Arbeit nachging, d.h. von fast nichts als Luft und Liebe sich nährte, um desto ungehemmter seine Kunst zu leben, ein Verbrechen bestehen. [Er sei dem geneigten Publikum nicht vorenthalten, einer der berüchtigsten Paragraphen des StGB der DDR, der den Arbeitszwang definierte, § 249, in dem es hieß: „(1) Wer das gesellschaftliche Zusammenleben der Bürger oder die öffentliche Ordnung und Sicherheit beeinträchtigt, indem er sich aus Arbeitsscheu einer geregelten Arbeit entzieht, obwohl er arbeitsfähig ist, wird mit Verurteilung auf Bewährung, Haftstrafe oder mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren bestraft... (5) Zusätzlich kann auf Aufenthaltsbeschränkung und auf staatliche Kontroll- und Erziehungsaufsicht erkannt werden.“ Wer wissen möchte, was besonders Letzteres real bedeutete, unterhalte sich einmal darüber mit Autor und Barkeeper Detlef Opitz, Berlin-Prenzlauer Berg (ders.: *Idyll. Erzählungen u.a. Texte*, Mitteldeutscher Verlag Halle, Leipzig 1990).]

Selbst das Fluchen am Biertisch oder spontan einkommende Vergleiche der Partei- und Staatsführung mit dem Personal von Orwells *Farm der Tiere* konnte in die Nähe von bewußteren Handlungen gestellt werden, die dicht bei „Terror“ oder „Sabotage“ siedelten. [§ 106, „Staatsfeindliche Hetze“, ein Gummiparagraph von enormer Dehnungsfähigkeit, drohte mit höchstem Strafmaß bis zu acht resp. zehn Jahren Freiheitsstrafe, je nachdem, ob die Tat eines Einzelnen oder eine „in Zusammenwirkung mit...“ vorlag.]

Wie wir seit Beginn des Ausmistens jenes Augiasstalles wissen, bestand ein großer Teil der „operativen Arbeit“ der Stasi darin, von Juristen potentielle Handhabe gegen Abweichler erarbeiten zu lassen. Jene, die *entschieden*, erhielten solches Material und verfügten nach Maßgabe ihrer Verdauung über den oder die Betreffenden (die Rede ist von den Damen und Herren des Politbüros, im „Kultur berührenden“ Falle also vor allem von Kurt Hager). Jürgen Fuchs wird darüber umfangreiches Material vorlegen.

Ich zitiere zum Beleg für die vorstehenden Fußnoten den „Sachstandsbericht zur OPK ‚Poet‘, Reg. Nr.: XV/7132/81 der Hauptabteilung XX/9 vom 4. Januar 1983“, der die Umwandlung der mich betreffenden „Operativen Personenkontrolle (OPK)“ in einen „Operativ-Vorgang (OV)“ begleitete:

Es besteht der Verdacht, daß Kolbe unter Ausnutzung seiner literarischen Tätigkeit in lyrisch verbrämter Form sowie durch Lesungen seiner Arbeiten in Privatwohnungen, kirchlichen Einrichtungen sowie Jugendklubs verfassungsmäßige Grundlagen der sozialistischen Staats- und Gesellschaftsordnung der DDR angreift und gegen sie aufwiegelt, in dem (sic!) er Schriften zur Diskriminierung der gesellschaftlichen Verhältnisse und von Repräsentanten herstellt und verbreitet.

Damit erhebt sich der Verdacht auf Begehen einer Straftat der staatsfeindlichen Hetze gemäß § 106, Abs. 2, Ziff 2. StGB. Deshalb wird vorgeschlagen, die weitere politisch-operative Bearbeitung im Rahmen eines OperativVorganges mit der Zielstellung fortzuführen:

1. Erarbeitung von Beweisen für den dringenden Verdacht der Begehung von Straftaten der staatsfeindlichen Hetze gemäß... (s.o.; U. K.) bei gleichzeitiger Prüfung von Verdachtsmomenten bezüglich strafrechtlich relevanter Handlungen der öffentlichen Herabwürdigung gemäß § 220 (1) StGB und der ungesetzlichen Verbindungsaufnahme gemäß § 219 (2) Ziff. 2. StGB. (usw. usf.)

Das bedarf keines Kommentars. Das „3. Strafrechtsänderungsgesetz vom 28. Juni 1979“ war speziell auf Abweichler in den Bereichen Kirche, aufkeimender unabhängiger Friedensbewegung und Literatur zugeschnitten. Die Stasi zeigte die Möglichkeiten auf. Sie war Kettenhund, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Die Anwender des so aufbereiteten „Materials“, die aus dem Möglichen das – ihrer Logik gemäß – Notwendige machen konnten, die den Hund an kurzer oder langer Leine laufen ließen, waren die Greisinnen

und Greise mit den schwammigen, den nichtssagenden Gesichtern. Sie mordeten ihre Geschwister und Kinder und machten selbst vor den Enkeln nicht halt: vor uns.

Zurück zu der erwähnten Initiative, die zur Freilassung der drei Autoren führte: Franz Fühmann ist bei Christa und Gerhard Wolf in der Friedrichstraße. Ulrich Plenzdorf ist schon dort, steht. Das Ganze dauert nicht lang. Ich sehe uns alle stehen. Christa Wolf hat wenig Zeit. Ernste Gesichter. Es fallen nur wenige Worte. Dann ist es klar. Sie wird „mit Stefan sprechen“, mit Stefan Hermlin.

Es war der „übliche“ Weg. Es mußte zu Hofe gehen, wer hoffähig war.

Und er ging, in diesem wie in anderen Fällen. Und alle Betroffenen sollten sich gut daran erinnern.

Nach dem Erfolg gibt es Fühmann so wieder: Hermlin habe zu Honecker gesagt, es seien drei junge Schriftsteller im Gefängnis. Der habe geantwortet, in der DDR säßen keine Schriftsteller im Gefängnis. So einfach war das. Tage später waren Thomas Erwin nach Westberlin entlassen, Lutz Rathenow wieder zu Hause, FWM ebenso, allerdings mit der Formulierung seines Ausreiseantrages im Kopf. Ich erinnere etwas darin über diesen Kopf, wie er gegen die Wand prallt und irgendwann seine Unterlegenheit in der sinnlosen Konfrontation begreift. Im Unterschied zu vielen derartigen Anträgen, die ich lesen durfte, war hier die Identität von persönlicher und politischer Motivation auf den Punkt gebracht. [Nach Tische klingt es gewiß nicht mehr zynisch, von Texten zu sprechen, die mehr als nur Dokumente sind und die zu sammeln und zu veröffentlichen auf der Tagesordnung steht.]

8

Dreiviertel Jahre zuvor, im Frühjahr 1980, war die Freundschaft zwischen FWM und mir bereits aufgekündigt.

Mein zugegeben schlichtes, vielleicht reformistisches, aber eben doch: Konzept, so gut wie ohne Ansehen der Partner das offene Gespräch zu suchen, hatte dazu geführt.

Das betraf z.B. eine seltsame Gesprächsrunde mit jungen Autorinnen und Autoren bei Klaus Höpcke, zu der zweimal eingeladen wurde. Einige, auch ich, sprachen durch Vermittlung Fühmanns später mit dem Staatssekretär im Kulturministerium Löffler. Überhaupt sehe ich heute, daß vieles an diesem „Konzept“ der Weise entsprach, in der Fühmann sich in der geistigen Landschaft DDR bewegte. [Die persönlichste Anmerkung: Dieses: „Konzept“ hätte wohl zwei Motti gehabt: *Alles überall sagen!* und: *Keine Tabus!* Es meinte, Freund und Feind gleichermaßen mit offenem Visier zu begegnen. Es kannte im Grunde wohl gar keinen Feind, kannte nicht einmal den Begriff. Es war aufklärerisch, moralistisch, weltverbessernd und ging offenbar von einer gemeinsamen gesellschaftlichen Zielvorstellung, von einem bestehenden, wenn auch vagen Konsens aus. Es war harmoniesüchtig. Es war infantil. Es war gefährlich naiv. Aber es war echt, und: Es machte mich aus, jahrelang.]

Ich traf Verabredungen mit dem *Aufbau-Verlag*, in dem auch meine Bücher erschienen. FDJ-Jugendclubs luden mich zu Lesungen ein.

FWM bewegte sich dagegen wie ein literarischer Outlaw. Seine Texte erschienen – nach *Sinn und Form* und *neue deutsche Literatur* – nur noch im Westen. Öffentliche Lesungen hatte er am Schluß gar nicht mehr. Und er meinte, es könnte auch nichts mehr daran geändert werden, wollte es aus verständlichen Gründen schon von sich aus nicht mehr.

Als ich dennoch eine Lesung für Lutz Rathenow, ihn und mich in der Filmhochschule Babelsberg arrangiert hatte, lehnte er nach einigem Hin und Her nicht nur ab, sondern gab mir folgenden Satz zu bedenken:

Wer mit den Schweinen spricht, ist selber eins.

Ich stand auf und ging.

Wir trafen uns nun, das knappe Jahr später, zum ersten Mal wieder, wie gesagt nach seiner Entlassung aus der Untersuchungshaft. Es waren seine letzten Wochen in der DDR. Er konstatierte sofort, daß sich bei mir „nichts geändert“ hätte, die „Buridansche Krankheit“ fortbestünde. Ich gab es zu.

Trotzdem erreichte mich bis zu einem bestimmten Datum, von dem weiter unten die Rede sein wird, noch manche „Flaschenpost“ aus seiner Hand vermittelt der karierten Büchertaschen des unermüdlichen Franz Fühmann.

Vielleicht ist sie vermessen, und mißverständlich sowieso, aber ich will die Vermutung aussprechen: Franz Fühmann ging es zu jener Zeit noch um den Fortbestand der „DDR-Literatur“.

Kurz zuvor, 1979, hatte er bis zum letzten Tag um eine Möglichkeit für das Bleiben von Sarah Kirsch gerungen, und zwar für ihre Anwesenheit in der DDR als Dichterin. Als die Vergeblichkeit der Bemühung klar wurde, suchte er persönlich zu erreichen, daß die Zuständigen wenigstens ihr Bedauern ausdrückten. Er brauchte es offensichtlich für sich selbst. Er brauchte die Geste existentiell, allerdings von Leuten, über die er sich zu lange Illusionen hingab, von denen er in fataler Weise abhängig bleiben mußte. [Ein Versuch über Fühmanns Haltung anhand seines großen Trakt-Essays ist U. K.: „Meinem Lehrer Franz Fühmann“, in *Rowohlt Literaturmagazin* Nr. 30, Reinbek 1992]

Die Art, wie der sogenannte Schriftstellerverband der DDR dem Wegbrechen der Arbeits- und Lebens-Grundlagen der Dichterin mit einem Schulterzucken begegnete, erschütterte Fühmann zutiefst. Er gab den Satz nicht nur einmal wieder, mit dem auf seine Bitte um eine kleine Geste reagiert worden war:

Wer zum Klassenfeind gehen will, soll gehn.

Vielleicht auch aus dieser Erfahrung resultierte der Versuch, uns, den jüngeren Schreibenden, zu helfen.

Kein DDR-Verlag hatte bis zu diesem Zeitpunkt einen Ansatz gewagt, das geistig Mißliebige und – zunehmend – formal Unkonventionelle in Auswahl, geschweige denn in seiner Breite zu präsentieren. [In den *Weimarer Beiträgen* 7/1979 erschienen erstaunlich ungezwungene, authentische „Gespräche mit jungen Autoren“, darin es u.a. gerade von einem Absolventen des Leipziger Literaturinstitutes hieß: „Die Literatur ist eine Art Opposition. [Sie] ist Gegenwehr..., auch ideologisch.“ (Stephan Ernst) Die Redaktion der Zeitschrift bekam zu spüren, was es hieß, den Generationswechsel auf diese Art ernsthaft zu dokumentieren. Sie unterstand daraufhin über längere Zeit einer zusätzlichen Zensur.]

Es ging ja nur um einen Überblick, nur um eine Anthologie. Wir waren verflucht bescheiden. Sie sollte das Unveröffentlichte umfassen. Sie sollte einen Zustand konstatieren. Vielleicht aber würde sie ihn auch: anprangern.

Ende 1980 oder Anfang 1981 trafen Sascha A., Franz Fühmann und ich in meiner damaligen Wohnung zusammen. Fühmann erläuterte uns, was es mit den „Arbeitsheften“ der Akademie der Künste auf sich hätte. Sie erschienen sporadisch und seien jeweils Themen verpflichtet. Er als Akademiemitglied wolle nun vorschlagen – nein, habe bereits in der Sektion darüber gesprochen und sei nicht nur auf Ablehnung gestoßen –, daß ein solches Arbeitsheft eine literarische Anthologie der Jüngeren werden sollte. Es hätte eine relativ geringe Auflage von 1.000 Exemplaren und bildete damit ein eher internes Material, anhand dessen diskutiert werden könnte, was daran nun gefährlich sei oder nicht, Literatur oder/und Provokation usw. Angeblich wollte er sich das Geld von der Akademie wieder holen, das er uns für Spesen gäbe. Er legte es aus von dem, was er wie alle Mitglieder der Akademie der Künste monatlich bekam (800 Mark), und sah davon selbstverständlich nie etwas wieder.

Wir sprachen Autorinnen und Autoren in der ganzen DDR an. Wir erfragten die Anschriften, besuchten unabhängig voneinander diese und jenen. Im internen Partei = Stasijargon hieß es sofort, Fühmann habe A. und Kolbe ausgeschickt, Dissidenten zu sammeln.

Im Frühsommer 1981 lagen erste Manuskripte vor. Wir sandten sie Fühmann. Er schrieb in einem Brief vom

12.6.81:

... also das mit dieser Anthologie wird ja ein Ding. Wenn wir das draus machen, was wir draus machen könnten, krieg ich doch ein bißchen Ohrensausen. Aber entweder/oder, das merk ich gerade hier wieder.

Er hatte Sascha A. und mich ausgewählt – nicht, weil wir gemeinsam auf die Idee gekommen wären, sondern weil er uns mit den eigenen Arbeiten an zwei Enden des Spektrums wußte, welches hier aufzuzeigen war. Die Rechnung ging auf. Wo mir etwa Wolfgang Hilbig, Katja Lange-Müller und Gert Neumann näherstanden, steuerte A. in der Tendenz formal anderes bei, Texte von Stefan Döring, Leonhard Lorek, Bert Papenfuß u.a. Beide waren wir andererseits aufmerksam genug, das über unseren Geschmack hinaus Interessante wahrzunehmen. Wir nahmen einander ernst, ohne Freunde zu werden. Nur kannte ich „den anderen Text“ nicht. Der lautete z.B. so:

Die von Kolbe und Anderson zusammengestellten Arbeiten der sogenannten Nachwuchsautoren werden in der vorliegenden Einschätzung bis auf wenige Ausnahmen als von einer aggressiven, konterrevolutionären Position gegenüber dem realen Sozialismus und seinen Organen charakterisiert.

Zu den im Anthologie-Manuskript enthaltenen Arbeiten von Kolbe wird in der genannten Einschätzung festgestellt, daß es sich bei seinem Gedicht „Ich bin erzogen im Namen einer Weltanschauung“ [Siehe Vaterlandkanal. Ein Fahrtenbuch, Frankfurt/M. 1990, S. 43] um eine totale Absage vom Sozialismus und von jeglichem Lebensstandpunkt überhaupt handelt.

(Bericht des IM „David Menzer“ [Alias Sascha A. Wie sehr vieles, was der Rekonstruktion der Ereignisse dienen könnte, fehlte dieser Bericht bei den Aktenresten des hier zitierten OV „Poet“ („Sachstandsbericht“ vom 4. Januar 1983, im Text zitiert S. 24ff.)] vom 8.9.1981, Information vom..., Einschätzung der Anthologie vom...).

Die am 15.9.1981 durch den Leiter der Sektion Dichtkunst und Sprachpflege..., Gen. Günter Rücker, mit Kolbe und Anderson geführte Aussprache zum Anthologie-Manuskript führte bei Kolbe nicht zur Einsicht. Dies zeigte sich darin, daß Kolbe zu den Mitunterzeichnern eines Briefes an den Minister für Kultur vom 20.12.1981 gehörte, in dem gegen die Nichtveröffentlichung der Anthologie protestiert wurde.

Dankeschön! So weiß man wenigstens die genauen Daten. Wie sang Biermann damals in der Chausseestraße:

Die Stasi ist mein Eckermann.

Die mit Genossen Rücker „geführte Aussprache“ übrigens fand in Anwesenheit von Fühmann statt. Sie dauerte keine zehn Minuten, in denen nur eines gefragt wurde: ob wir uns „als Gruppe“ verstünden. Die Frage zielte platt auf das Herauslösen einzelner Beiträge. Bettina Wegner und Gert Neumann zumindest waren gemeint. „Wir“, d.h. der IM und ich, lehnten ab. Ich hatte mich damals gewundert, wie das von uns in der Idylle von Wuischke in der Oberlausitz, im Garten von Elke Erb, zusammengestellte Rohmanuskript sofort an die „zuständigen Organe“ gelangen konnte. Wir hatten es doch eigens als vorläufig deklariert und nur an Rücker gegeben. Vermutlich landeten zwei Kopien gleichzeitig auf den Tischen, sagen wir, von Stasi-Major Heimann und/oder Scholz und Ursula Rackwitz resp. Arno Lange (ZK Abt. Kultur).

Aber die Arbeit war nicht vergebens. Sascha A. holte ca. zwei Jahre später die Texte bei mir ab. Sie wurden zu einem Grundstock für die vor allem von Elke Erb und ihm herausgegebene Anthologie *Berührung ist nur eine Randerscheinung*. [*Berührung ist nur eine Randerscheinung. Neue Literatur aus der DDR*, hg. von Sascha A. und Elke Erb, Köln 1985]

Die Erfahrung erster Westreisen von DDR-Bürgern ist oft genug mitgeteilt worden. Meine, die ich am 20. April 1982 machte, wird sich in vielem nicht sonderlich von der anderer „Dienstreisender“ unterscheiden. Ein wenig davon wiederzugeben, hatte ich 1992 in einer kurzen Erzählung versucht. Als ich sie einem geschätzten Kritiker zu lesen gab, verwarf er sie für den damaligen Anlaß eines öffentlichen Wettlesens. Sein Argument war das allgemein Bekannte jener Ost-West-Reisen, das Klischeehafte der Geschichte. Nichtsdestotrotz habe ich noch keinen besseren als diesen fiktiv-aufgewühlten Ausdruck gefunden. Ich teile ihn hier unverändert mit und trage anschließend die Realien nach, die in unseren Kontext gehören.

Ich fuhr also. Ich fuhr wirklich. Mit der S-Bahn. Es holte mich niemand zurück auf den Bahnsteig, den hinter der Stahlwand. Ich dachte, sie würden vielleicht noch den Zug stoppen. Nichts. Er fuhr. Ich fuhr. Unter der breitbeinigen SS-Silhouette oben links hindurch, an den Grenzen im Blechkasten rechts und im Blechkasten links vorbei, immer an der Wellblechblende zur rechten entlang, an dem Stacheldraht zur linken. Ich sah das kahle Dreieck mit dem Rand von Möwendreck, das die Mauer zum Spreebogen hin abschnitt, den Reichstag aus dieser anderen Perspektive, die Charité aus dieser anderen Perspektive, fuhr übers Wasser und hatte die rauhe Stimme im Ohr, deren Verse die S-Bahn hier hinüber hatten schweben lassen.

Jetzt sah ich den alten Stadtbahnhof Lehrter Straße. Ich zitterte. Ja, ich zitterte. Ich muß hier nicht übertreiben. Es muß ja keiner mehr übertreiben. Wahrscheinlich kann auch keiner mehr übertreiben, weil sich sowieso keiner erinnern mag an soviel Gefühl, das nicht zu unterdrücken war. Ich fuhr, und ich zitterte. Und ich konnte nichts denken, weil auch das Hirn zitterte, das ganze Hirn. Und der Sehnerv zitterte, so daß ich auch nicht richtig hinschauen konnte, nicht scharf genug sah und am liebsten immerzu gefragt hätte mit meinen allerdings belegten Stimmbändern. Die Frage wäre mir nur albern vorgekommen: Ist das da wirklich die Siegestsäule? Ich hatte sie ein paar Mal klein durchs Brandenburger Tor gesehen und zweimal vom Fernsehturm herunter. Welchem Sieg sie eigentlich galt, hätte ich wohl fragen können. Aber ich konnte mir das auch denken. Benjamins Kindheitserinnerungen hatte ich noch nicht gelesen, auch kaum etwas über die Geschichte Berlins. Was hätte man meinem immer noch unverkennbaren Dresdener Tonfall wohl geantwortet: Ist das die Spree hier? – Wollnse mich verkackeiern? hätte es zurückschallen können. Obwohl dazu viel zu wenig Einheimische, also Westler, mitführen. Fast nur Ostrentner saßen verkrampft im Waggon, blieben stumm oder wisperten einander zu, was sie wo zu kaufen gedächten. Die Entfernung zum Bahnhof Zoo reichte nicht aus, das Wispern aus seiner Verklemmtheit zu lösen.

Ich hatte mich mit ausgereisten Freunden verabredet, hatte in den hellgrauen Hörer am hellgrauen Apparat im Hauseingang um die Ecke, nach vier, fünf Versuchen schon, ganz kurz, nur für zwei Mark, hineingeschrien, daß ich an diesem Novembertag kommen würde, zu dieser Uhrzeit etwa losfahren wollte, aber natürlich! noch nicht genau sagen konnte undsoweiter. Ich hatte auf meinen Stadtplan geschaut, auf den von Westlern in den Osten geschmuggelten und also beide Teile umfassenden Plan dieser Stadt. Die Adresse gefiel mir gut, weil sie leicht zu finden war, weil ich den Namen der Straße aus dem täglich gehörten Rundfunk kannte. Ein Kino war dort, in dem ununterbrochen meine Lieblingsfilme aufgeführt wurden oder solche, die ich immer schon gern hatte sehen wollen. Einen Jazz-Club gab es da. Wie es aber aussehen könnte, hatte ich mir nie ausgemalt. Ich hatte es mir nicht vorgestellt wie Ostberlin, aber auch nicht anders. Nichts hatte ich mir vorgestellt, mir kein Bild gemacht, dachte ich. Die Fernsehwelt konnte es wohl nicht sein. Dazu fehlte mir die Naivität. Was für eine Welt war es dann? Ich blieb sitzen, als die meisten der grau in grau gekleideten Ostrentner die Bahn verließen und endlich echte Westler einstiegen, schick und bunt oder bunt und abgerissen oder ganz in schwarz, jedenfalls bunt. Es erfüllte mich mit Genugtuung, eine Station weiterzufahren, nicht an der Allerweltsadresse ausgestiegen zu sein. Und es erfüllte mich mit Genugtuung, auf meinem Weg über den Savignyplatz das erste Bild zu sehen, das in das mitgeführte Muster paßte. Ich wußte gleich, daß ich mich nun doch bei einem Bild ertappt hatte, bei

einem tief drinnen, einem, das nie abgerufen werden brauchte vor dieser ersten Reise – hatte mir die Frau im Kulturministerium nicht eine „angenehme Reise“ gewünscht für die fünf Stationen S-Bahnfahrt? Auf dem Platz jedenfalls setzten zwei unrasierte Kerle die Bierdosen an. Arbeitslose. Obdachlose. Endlich ein einleuchtendes, endlich ein passendes Bild.

Dann schlugen die Wogen der Freundschaft über mir zusammen.

Herrgottnochmal, das klingt jetzt furchtbar und unecht dazu. Tut mir leid. Ein ander Mal sag ich es besser. Doch so war es. Mir fehlt jede ordentliche Erinnerung an diese Gespräche, auch an die meisten folgenden. Wir haben auch immer wieder zu viel von den wohlschmeckenden Arzneien innerlich angewandt. Wärme war es, Anwesenheit... Senza parole – ich kann es nicht ausdrücken. Ihr sollt es nur wissen.

An dem realen Tag im Frühjahr 1982, als ich „die Reise“ tatsächlich erstmals unternommen habe, führte sie zu einer Lesung in der Westberliner *Autorenbuchhandlung*. Sie war nach Antrag beim Kulturministerium (genauer bei der „Hauptverwaltung Verlage und Buchhandel“) genehmigt worden. Trotzdem hatte man mich anderthalb Stunden auf Aushändigung des Passes warten lassen. [Für manchen Leser nachzutragen: DDR-Bürger besaßen gewöhnlich keinen Reisepaß, sondern nur den Personalausweis, der ohne Zusatzpapier höchstens für Reisen in die Tschechoslowakei, bis zum Jaruzelski-Putsch 1981 auch nach Polen, ermächtigte. So war der Status der Leibeigenschaft bürokratisch abgesichert.]

Ich verabschiedete mich von meiner Freundin vor dem sog. Tränenpalast, an jener mythologischen Stelle, wo der Westen in den Osten mündete, am Schlund des Labyrinthes „Bahnhof Friedrichstraße“. Franz Fühmann hatte gefragt, ob er mich begleiten könnte. Wir wurden nach dem freundlichen Hallo in der *Autorenbuchhandlung* von FWM und seiner Frau durch die Stadt kutschiert.

Wichtigster Punkt des Sightseeings waren die Mauer und der Besichtigungsturm zwischen Bernauer und Eberswalder Straße, an der Mündung von Oderberger und Schwedter Straße. Auf der anderen Seite ging ich üblicherweise zum Hauptpostamt. Auf der anderen Seite stand üblicherweise mindestens ein Volkspolizist. Auf der anderen Seite waren die Straßen gegen Durchbruchversuche mit Blumenbottichen aus Beton versperrt, die Durchfahrt direkt an der Mauer nur für Rettungswagen usw. gestattet. Auf der anderen Seite hatte es mehrfach Demonstrationen Einzelner von Fenstern des Eckhauses gegeben, an irgendeinem 13. August, mit den üblichen Folgen, soweit ich weiß aber auch mit mindestens einem demonstrativen Selbstmord.

Auf der anderen Seite lebte ich. Hier, jetzt, wußte ich nicht so recht. Das meinte Hauptmann Scholz in seinem Bericht vom 11. Mai 1982 dazu:

Am 20.4.1982 führte der Nachwuchslryiker Kolbe... in der Westberliner Autorenbuchhandlung... eine Lesung durch... Durch die HA XX/7 wurde bekannt, daß das Mitglied des Politbüros des ZK der SED, Gen. Prof. Hager, entschieden hatte, dem Reiseantrag von Kolbe im Rahmen der festgelegten Differenzierungsmaßnahmen unter den Beteiligten der Anthologie, deren Veröffentlichung in den Arbeitsheften der Akademie der Künste geplant war, stattzugeben.

Zum Verlauf der Lesung konnten keine näheren Hinweise erarbeitet werden. Inoffiziell wurde bekannt, daß Kolbe von dem Schriftsteller Fühmann, Franz, nach Westberlin begleitet wurde... Vorliegenden inoffiziellen Hinweisen zufolge versuchte Kolbe, seinen Aufenthalt in Westberlin für ein Zusammentreffen mit dem operativ bekannten Matthies, Frank-Wolf, zu nutzen. Dieses Zusammentreffen kam jedoch nicht zustande, da sich Matthies und Kolbe in Westberlin verfehlt hatten.

Kleine Richtigstellung für den Genossen Offizier a.D., hoffentlich nicht allzu beschämend: Neben der kleinen Tour und einem ausführlichen Gespräche im Auto s.o. plus einem gemeinsamen Abendessen war er auch in die Lesung gekommen. Anschließend allerdings „verfehlten“ wir einander, d.h. er hatte keine Lust mehr, mich zu treffen. Unsere Freundschaft war ein zweites Mal durch ihn beendet worden.

Dazu heißt es in FWMs „Offenem Brief“ in der *Frankfurter Rundschau*, erschienen übrigens am nämlichen

11.5.81: „...“ Hier wollte ich zitieren, was mir damals einleuchtete, was mich vor die Alternative stellte, entweder offen zu antworten und also auszureisen oder andere Konsequenzen, womöglich wie die früher von FWM ertragenen, auszuhalten; oder mich wenigstens als das Arschloch zu erkennen, zu dem er mich hier stempelte. Ich finde aber die Sätze, finde heute den Satz nicht mehr, der mich hieß, den Brief ernst und vor allem *an-* zu nehmen, der jäh ein zweites und letztes Mal unsere Freundschaft aufkündigte.

Ich kann nur erinnernd vermuten, was ich damals darin gelesen habe: daß er mir die DDR schenkte, mich zum Autoritätshörigen stempelte, mir gar Erfüllungshelfertum für die Stasi nachsagte, um mich auf seine Weise auf den „rechten Weg“ zu nötigen. Ich sehe heute, daß er mich vorsätzlich mißverstanden hat oder daß er mich zumindest mißverstehen *mußte* in seiner Position, in seinem selbstdefinierten Exil. Aber ich hatte ja doch noch immer mein Konzept im Kopf. Ich wandelte noch auf dem reformistischen Pfad, und ich sah keinen anderen für mich. Ich wollte offenen Visiers auf allen Ebenen agieren. Dabei trafen sich FWM und ich im selben Moralismus, vielleicht spiegelte sich gar seiner (wegen des damals noch bedeutsamen Altersunterschiedes) in meinem. Nur hatte er andere, seine Konsequenzen gezogen.

Ursache dieses endgültigen Bruchs der Freundschaft war die Antwort, die ich in der *autorenbuchhandlung* auf die Frage nach der Rolle der „politischen Lyrik“ in der DDR gegeben hatte. Ich hatte auch hier nicht anders geantwortet als irgendwo *im* Lande (sprich in der DDR): Für mich sei die Ära der „Biermann-Gesten“ vorbei. Dessen kommunistische Kritik am Realsozialismus hätte sich im Clinch mit den Herrschenden totgelaufen. Von Volker Brauns Hin und Her ganz zu schweigen. – Für mich seien Beispiele politisch relevanter Texte heute, 1982, die von Wolfgang Hilbig und Gert Neumann. Hier oder etwa in den anarchistischen Balladen von Bert Papenfuß fände ich die subversive Kraft gegen die betonierten Verhältnisse.

FWM, im direkten Zusammenhang doch zitierbar, kommentiert das in seinem Offenen Brief so:

... ich (finde) es unverfroren von Dir, von ‚Biermanngesten‘ zu reden, und davon, daß die ‚Zeit der politischen Lyrik passé‘ ist: das ist Stasihäme, da ist der Wunsch der Vater des Gedanken, denn Du weißt es besser (und ich denke nicht nur an Sascha Anderson, Lutz Rathenow und Eddi Endler)!

Er hatte nur gehört, was er zur Bestätigung brauchte. Er suchte ja auch kein Gespräch. Ihm ging es um eindeutige Haltung, eingenommen nach Erwerb der letzten Wahrheit. Es gibt Bewunderer solchen vornehmlich moralischen Rigorismus'. Ich gehöre in Grenzen zu ihnen.

11

Der westberliner Teil des Abends endete für mich in einer Kneipe am U-Bahnhof Kochstraße. Jemand hatte mir noch ein Plättchen „Shit“ zugesteckt. Ich warf es Monate später weg, weil ich nichts damit anzufangen wußte. Als ich nach Fahrt mit der letztmöglichen „Geisterbahn“ (die mit Ausnahme Bahnhof Friedrichstraße nirgends im Osten hielt, sondern unter ihm durchfuhr) unbehelligt durchs Labyrinth gelangt und vom Tränenpalast wieder ausgespuckt war, prallte ich auf Sascha A. Er verabschiedete eben seine Lektorin vom *Rotbuch-Verlag* gen Westen. Er fragte nicht, wo ich denn herkäme. Ich dagegen wollte wissen, warum es da unten keinen Westzoll und keine Westgrenzer gäbe. A. sachlich: Die Grenze würde vom Westen ja nicht anerkannt, ergo gäbe es das nicht. Ich schlug mir vor die Stirn. Das sei doch klar. Und wankte nach Hause. Wie sich Tage später herausstellt, war mein Etabliertenstatus mit demselben Datum für beendet erklärt worden. Das, wovon ich FWM erzählt hatte, ohne zu ahnen, daß jedes Wort gegen mich verwendet würde, hatte schon nicht mehr gegolten, als es seinen Ekel auslöste. Die von ihm inkriminierten Gespräche mit Klaus Höpcke sollten mit einem weiteren Gespräch ganz anderen Charakters ihr Ende finden.

Zusammenfassend Hauptmann Scholz, O-Ton Stasi:

Ende 1981 veröffentlichte Kolbe in der Anthologie Bestandsaufnahme 2 des Mitteldeutschen Verlag[es] Halle einen Text mit dem Titel „Kern meines Romans“. Bei Aneinandersetzung der Anfangsbuchstaben der einzelnen Worte dieses Textes ergibt sich ein Übertext mit folgender feindlicher Aussage: Eure Masse sind [e]lend / Eure Forderungen genügen Schleimer / Eure eh[e]mals blutige Fahne bläht sich träge zum Bauch / Eurem Heldentum den Opfern widme ich einen Orgasmus / Euch mächtige Greise zerfetzte die tägliche Revolution.

Dieser verschlüsselte Text wurde erst nach Fertigstellung und teilweiser Auslieferung der Anthologie bemerkt, so daß über 4.000 Exemplare an den Buchhandel ausgeliefert wurden. (Information... vom 14.4.1982)

Wie köstlich aber auch die Süppchen waren, die an diesem Text gewärmt wurden. Angeblich hätte ein Pfarrer auf den „Übertext“ aufmerksam gemacht. Wie pikant! Nach anderer Fassung ein Leserbriefschreiber der Provinzpresse. Bibliotheksbenutzer hätten sich empört. Die hoffnungsvolle junge Herausgeberin sei nun in ihrer weiteren Arbeit gefährdet. Und wie bereitwillig alle meine Ausflüchte aufgenommen wurden, mit denen ich versuchte, den Scherz als einen solchen durchgehen zu lassen. Die Akte liefert einen der lächerlichsten: „nicht die auf den Tribünen“, sondern die Funktionäre der „mittleren Ebene“ hätte ich gemeint – so bei der „Aussprache“ im *Mitteldeutschen Verlag*. Ähnlich lief es wohl auch in der Buchbehörde vor Höpckes Schreibtisch, neben den er sich bei solchen Anlässen gerne setzte.

So redete der ach so Offene sich letztlich doch heraus. Es half nicht viel, doch immerhin. Fühmann merkte damals nur an, wer mit nassen Fingern an der Steckdose spiele, der dürfte sich nicht wundern.

Insgesamt kann ich nur ahnen, wie die „Differenzierungsmaßnahmen“ aussahen und wie sie fruchteten.

Immerhin liegt uns eine „Vertrauliche Verschlusssache“ vom „Stellvertreter Operativ“ Mielkes, einem Generalleutnant Mittig, vom 17.12.1981 dazu vor. Titel: „Politisch-operative Erfordernisse zur Unterstützung der Durchsetzung vom Sekretariat des ZK der SED gefaßter Beschlüsse für die Arbeit mit bestimmten auf literarischem Gebiet tätigen Personen“. Darin wird überaus konkret auf das Arbeitsheft der Akademie der Künste eingegangen. Die Gründung von Stasi-kontrollierten „Literaturzentren“ in den Bezirken wird verfügt. Veranstaltungen mit beteiligten Autoren sollten generell verhindert werden, Veröffentlichungen desgleichen. „Loyale Bürger der DDR“ unter den „am Schreiben Interessierten“ einerseits sollten „betreut“ werden durch SED-Mitglieder im Verband, „asoziale und staatsfeindliche Elemente unter diesen Personen“ seien dagegen „entsprechend den geltenden Gesetzen der DDR zu behandeln“. Im weiteren war sogar die Rede von Gesetzesvorlagen „zum Schutz der Berufsbezeichnung Schriftsteller“. Wer hier noch dem Begriff „Leseland“ für die DDR nachhängen mag, der tue dies bitte außerhalb meiner Hörweite.

Manch eine zog sich also zurück in den Schoß der Provinz und ihres Schriftstellerverbandes. Manch einer bekam endlich Antwort von einem Verlagslektor. Aufenthaltsbeschränkung und Vorladungen zur Polizei nebst Fragen nach dem Monatseinkommen galten dem einen, manch anderer setzte sich im Café nicht neben einen Arschkriecher wie mich und empfahl anderen das gleiche. Manch ganz anderer entschuldigte sich hinterher für sein Verhalten, für eine genaue Lüge womöglich, von deren stiller Wirkung hinter seinem Rücken ihr Opfer nie etwas geahnt hatte. Er tat es vor Öffnung der Archive und mit entscheidender Auslassung. Und also hatte er nichts gesagt.

Aber es schwollen in jenen Tagen die Aktivitäten außerhalb des staatlich kontrollierten Sektors an. Wenn uns eben der Eintritt ins „Leseland“ verweigert wurde, dann würden wir uns ein eigenes schaffen, ein fruchtbares, ein zensurloses.

Es gründeten sich die illegalen Typoskripte, Heftchen, Leseblattsammlungen, Unikat-Anthologien, Kleinzeitschriften, kunstvollen Graphik-Test-Editionen wie von selbst. Mein eigener erster Versuch datiert von Mai 1981 bis September 1982. Unter dem Titel *Der Kaiser ist nackt* schlug ich vor, was in seiner naiven Anspruchshaltung hier wiederzugeben lohnt.

Ich ging vom Schluß des Märchens von H.C. Andersen aus:

Die sich selbst noch nicht glaubten, beginnen zu flüstern, erschreckt-erstaunt-bereits lachend Einzelne. „Aber er hat ja nichts an!“ rief zuletzt das ganze Volk. Das Offensichtliche wird offenkundig. Plötzlich ist die öffentliche Sprache wahr. Ich schlage vor, diesen Vorgang nachzuvollziehen. Der Kaiser ist nackt, das heißt: Weg mit der Ersatz- und Sklavensprache; das heißt: Verweigerung dem verlogenen Sinnschema; das heißt: Nachsehen, den Augen trauen, Sagen; das heißt: Verantwortliches allgemeines Gespräch.

Nach Angabe meiner tatsächlichen Adresse folgte das Fußnötchen an die Zensur:

Die Beiträge sind nicht eigens entstanden. Es handelt sich um autorisierte private Typoskripte.

Als nach einem Jahr tatsächlich die Beiträger sich mehrten und ich die Auflage auf dreißig Exemplare erhöht hatte, ging mir die Puste aus. Zwei Jahre später hatten Lothar Trolle, Bernd Wagner und ich etwas mehr davon und gaben *Mikado* heraus.

Was immer da geduldet und/oder observiert wurde, welcher Beiträger, welche Schreibhilfe, welcher Abonnent all die Kleinigkeiten, die man wissen konnte, petzen ging... Wir wußtens doch, ahnten es, gingen davon aus. Na und?

IMB „Fritz Müller“ März 1984:

Es steht eindeutig fest, daß die beiden letzten Nummern dieser Zeitschrift abgezogen wurden, ich glaube, in einer Art Offsetverfahren.

Gut beobachtet! Na und? Nur: den Drucker häts erwischen können. Häts ihn erwischt, säßest Du heute nicht mehr so arschruhig an Deinem Verlagscomputer, lieb Sascha mein!

13

Hier gerate ich ins Stocken. Hier türmt der Widerspruch sich auf, persönlich und gemeinschaftlich. Schon damals fiel es uns schwer, dem Westbesucher unseres Zoos die Schere zu verdeutlichen zwischen augenscheinlich warmem, munteren Zusammenleben in der alltäglichen Gemeinschaft der Hinterhofbewohner einerseits und dem stets anwesenden, stets wirkenden Gift andererseits. Gift stand dabei für Stasiverdacht ebenso wie für die alltägliche Diktatur von Konsum- und HO-Einerlei, Kellnerarroganz, Polizeiallmacht usw.

Ich hätte damals jeden Vergleich mit der Nazizeit in die Schranken der, wenn auch legitimen, Beschreibung einer Oberfläche verwiesen. Aber das Bild von der Wäsche, die in Sonne und Wind schaukelt, sagen wir, an einem Sommertag 1944 irgendwo in Deutschland, begleitete mich schon lange.

Alltag in der Diktatur: Es gibt gute, offene, augenzwinkernde wie bedrückende Filme aus den liberaler sozialistischen Jahren Ungarns darüber, von Márta Meszáros z.B., von István Szábo.

Bekannten aus Ungarn, Rumänien oder der früheren Sowjetunion sich bezüglich bestimmter Erfahrungen und mit bestimmten aus ihnen resultierenden Gesten verständlich zu machen, fällt einem „gelernten DDR-Bürger“ nicht schwer trotz der Sprachbarriere.

Viel schwerer fällt es, seiner westdeutsch geprägten Liebsten sich verständlich zu machen, und das ohne Sprachunterschied...

Die ersten der achtziger Jahre in der DDR, in Berlin-Prenzlauer Berg waren eine fruchtbare und schöne Zeit. Ich schreibe diesen Satz als einen der Erinnerung. Die Akten sind für diesen Satz nicht von Belang. Ihr Gift ist eines, das heute durch die Straßen schwappt. Damals hatten wir Strategien. Damals waren wir kluge Kinder, und die nahmen's leicht. Zugleich aber begann der Aufbruch der unruhigsten Geister der nächsten Generation gen Westen.

Während wir noch zwischen inoffiziellen Ausstellungen in Hofateliers, nicht angemeldeten Rockkonzerten und privaten, großen Festen im Quartier „LSD“ (so Adolf Endler für das Gebiet um Lychener-, Schliemann- und Dunckerstraße) die wöchentliche Wahl hatten, stellten der und jene den Ausreisantrag. Ob sie auf die Genehmigung desselben nun fünf oder zehn Jahre warten würden, spielte zunächst keine Rolle. Die Ablösung von Staat und patriarchalischer Abhängigkeit, das Ende der versuchten Identifikation war bezeichnet.

Man stieg aus der Kollaboration aus, wie es Hans-Joachim Schädlich einmal auf den Punkt gebracht hat: Wer wann und warum? Die Motivknoten waren persönliche. Man sprach oft davon, „die Situation“ sei unerträglich.

Das brauchte niemand genau auszuführen. Und sicher war es einer unserer Fehler, daß wir es zu selten taten. „Die Situation“ war omnipräsent. Sascha A. versuchte das Wort zu besetzen, indem er's ganz verwusch, verballhornte, indem er es zu seinem Wort machte, bevor andere es schärfen könnten (in der Art der Biermann-Nachfolge am ehesten, der seine Aktualität in der DDR nie verloren hatte).

Wir monologisierten „in dieser Situation“. Wir kochten Kartoffelsuppe in ihr und setzten Apfelwein an. Wir sofften uns die Genauigkeit aus dem Hirn, hatten aber genaue Gründe dafür. „Die Situation“ lieferte täglich neue. Und wenn es das vertrackte Netz war, das unsere Eltern für uns gesponnen hatten, um uns, besonders um unsere Beine: Das Netz aus feigem Schweigen bei den einen, das Netz aus Drohungen und Vorwürfen bei den anderen.

Von den „Bonzenkindern“ könnte hier die Rede sein, von Kindern also, deren Eltern zu den oberen Kadern der Partei gehörten, oft weil diese nach Exil und Widerstand gegen den Nationalsozialismus aus Überzeugung den Aufbau der DDR mitbetrieben hatten. Bekannte Beispiele aus der Literatur sind Monika Maron, Katja Lange-Müller und Peter wie Thomas Brasch (dessen Buchtitel *Vor den Vätern sterben die Söhne* das Thema aufruft).

Es gibt keinen Zufall – obwohl ich damals noch oft genug von ihm ausging, mich von ihm bluffen ließ, –: Viele von ihnen traf ich. Wir wurden Freunde in der gemeinsamen Situation, die zu benennen wir schließlich in den Monologen unserer jeweiligen Kunst unternahmen, die aber nur sehr ungenau durch unsere Gespräche gaukelte. Sie stellte sowieso Rahmen und durchdringendes Medium jedes Gesprächs. Ich selbst konnte mit einem leiblichen Vater irgendwo in der Provinz aufwarten, der mir seinen Beruf nicht angeben konnte und wollte, der mich bezüglich der meisten Aspekte seines Lebens belog, so daß ich es allemal merken mußte. Seine inoffizielle Tätigkeit, offenbar unvermeidlicher Nebenzweig der hauptamtlichen, las sich im März 1992 in der Gauck-Behörde so:

Die Einsatzfähigkeit dieses IM ergab sich vor allem aus den differenzierten Möglichkeiten des IM, die sich vor allem aus dem verwandtschaftlichen Verhältnis des IM zur OV-Person ergaben.

Was für eine ergebnisreiche Ergebnisheit!

Aber ob in „Totenwinkel“, Katja Lange-Müllers Domizil mitten in Mitte, passend dicht am Innenministerium, oder in Weißensee bei Bernd Wagner oder eben am Kohlenplatz Schiele in der Schliemannstraße, am Kollwitzplatz beim stets halblegalen Theater *Zinnober* – überall war Prenzlberg –: Wir lebten einen guten Tag und eine bessere Nacht. Wir lebten sie – und verschwanden dennoch peu à peu durch das schwarze Loch, eine, einer nach dem anderen. FWM, Wolfgang Hegewald, der Bildhauer Hans Scheib und die Bühnenbildnerin Ursula Hänel, Dieter Schulze (den Fühmann zu sehr mit einem auferstandenen Trakl verwechselt hatte, der ihm aber die massive Unterstützung und Rettung vor dem DDR-Knast entsprechend wenig dankte), Katja Lange-Müller... Die Korbmacherin heiratete in die unerreichbare Ferne. Der Bassist, der eben noch stadtbezirksbekannt die Oma zupfte, zupfte sie Tage später hinter der Mauer. Dort allerdings unhörbar für uns, die wir dabliefen, hierblieben, sitzen blieben, uns immer mehr wie die Idioten fühlend.

1984 begrüßte ich in einem Brief an den Minister für Kultur die Bewilligung von tausenden Ausreisanträgen, die lawinenartig vor sich ging. Der Westen hatte offenbar wieder Geld für den Freikauf bereitgestellt. Ich bezeichnete es ironisch als gutes Zeichen für die endliche Öffnung der DDR. Einige Gesetze seien bitte noch zu ändern bzw. abzuschaffen, Zoll- und Grenzreglement betreffend, die Zensur, die Staatsbürgerschaft, den Wehrdienst usw.

Eine „Information“ der Hauptverwaltung XX der Stasi vom 22. März 1984 stellte später fest:

Auf Grund des uneinsichtigen Verhaltens und des Beharrens auf den im Schreiben dargelegten Positionen wurde Kolbe unmißverständlich erklärt, daß für weitere Fragen im Zusammenhang mit seinen Schreiben das Ministerium für Kultur nicht mehr kompetent ist und sich damit die dafür zuständigen Organe beschäftigen werden.

Das Gespräch mit mir hatte Dr. Selbig geführt, damals im Hause Höpcke für die Belletristik zuständig. Eröffnet wurde mir, mit diesem Schreiben gäbe es für mich in Zukunft keine Arbeitsgrundlage in der DDR. Daß mir eine Tonbandabschrift der Stasi-Abteilung XX/7 dieses Gespräches vorliegt, kann Herr Dr. Selbig heute nicht glauben.

IMB „Fritz Müller“ zeigte sich unter dem 29.3.1984 sichtlich genervt, daß ich von Brief und Gespräch soviel Aufhebens machte. Als jemand vorschlug, statt wie bisher nur die Petitionen zu unterschreiben, „diesen Brief als Anregung für eigene Aktivitäten zu nehmen“, „traf (er) damit bei... Sascha A. auf Gelächter...“. So Sascha A. über sich in der 3. Person. Der begeisterte Tschekist [So die gern gebrauchte Selbstbezeichnung der hauptberuflichen Angehörigen des Ministeriums für Staatssicherheit; nach der Tscheka, der Geheimpolizei Sowjetrußlands von 1917–1922.] gesteht sich nicht nur hier eigene Meinung zu. Unter demselben Datum findet sich in der „kurzen Charakteristik von Uwe Kolbe“ die Bemerkung, der sei „auf seine Art, vom Wesen her, naiv“. Damit hatte A. aus seiner Perspektive allemal recht. Noch mehr damit, daß es für mich „keine Trennung von Politik und Literatur“ gäbe.

Der folgend zitierte Satz darf mit dem oben zu meinem leiblichen Vater Gesagten zusammengedacht werden. Jenem reichte nicht nur der Job als Führungsoffizier, dem Sohn gegenüber wurde er als Spitzel tätig (ganz schützender Engel, versteht sich):

Ich denke, daß Kolbe an einem direkten Vater-Komplex leidet und versucht, sich gesellschaftlich abzureagieren.

Rührende Laienpsychologie, die auf den Punkt trifft. Es dürfen Tränen gelacht werden.

14

Ebenfalls 1984 fand die *Zersammlung* im Atelier einer (bereits ausgereisten oder später ausreisenden) Malerin in der Lychenerstraße 6 statt, ein einmaliger Versuch, das Gespräch der inoffiziellen literarischen Szene zu fokussieren. Ich habe vergessen, wer sich diesen Namen für die Woche ausgedacht hatte. Es ist sicher irgendwo nachzulesen. Er duftet jedenfalls streng nach dem Stall A.

Weder kam es zum *Zerstreiten* der verschiedenen ästhetischen Positionen, noch fand eine programmatische *Sammlung* statt. Ich las meinen aktuellen, aber eben nur-politischen Brief an den Kulturminister vor. Wirklich naiv anzunehmen, daß dieser Brückenschlag zu eher bürgerrechtlerischem Denken hier noch Anklang fände. Anderen ging es einzig und allein um belletristische Texte und wie man sie veröffentlichen könnte. Ein Phänomen namens DDR kam bei ihnen nicht mehr vor. Ich bewunderte sie längst für diese denkerische Freiheit.

Ich hatte sogar im Vorfeld mich verstiegen, über die Bildung eines unabhängigen Verbandes nachzudenken.

Dabei hatten die – eben doch – Zersammelten zwischen Lutz Rathenow und Stefan Döring, Jan Faktor und Sascha A., Katja Lange-Müller und Bert Papenfuß offenbar neben dem Hang zu schriftlichem Ausdruck kaum etwas gemeinsam. Sie gestanden es sich aber nicht ein. Sie nahmen dieses Verläppern, dieses läppische Verfallen einer Chance allesamt hin. Es war offenbar schon zu spät. Viele saßen auf gepackten Koffern. Selbst A., der im *Wiener Café* in der Schönhauser Allee noch Hof hielt, konnte bald seinem Nachfolger Sch. [Rainer Schedlinski nahm als IMB tatsächlich exakt die Position Sascha A.s nach dessen Ausreise ein.] Platz machen. Wichtiger aber ist in diesem Zusammenhang, daß der gemeinsame Begriff der „Situation“ nichts mehr beschrieb als die Agonie der sozialistischen Gesellschaft. Die Reaktion der Mächtigen auf Gorbatschows Machtantritt 1985 machte das geistige Ende der DDR nur noch deutlicher. Die Zeit stand. Es war Herbst, nur kein normaler mit Aussicht auf die Kälte des Winters. Davor bewahrten die westdeutschen Milliarden. Es war aussichtslos Herbst.

Und das Denken im Kreis wurde immer ungenauer. Die Arbeit Gert Neumanns in seiner essayistischen Prosa oder Rainer Sch.s in seiner theoretisch orientierten Zeitschrift *ariadnefabrik*, beeindruckende Anwendung des poststrukturalistischen Instrumentariums auf DDR-Konstellationen, fingierten gesellschaftlichen „Diskurs“, dem keine in westlichem Sinne diskursive Gesellschaft entsprach. Beschrieben wurde das Stehen der Zeit. Die „Klandestinität“ der Gesten der Ohnmächtigen bestand in einer gemeinsamen Art, sich mit schlechtem Wein und billigem Bier zu betäuben. Und der Topf hatte das gewaltige Loch, das zum Zusammenbruch führte.

Ich selbst nutzte die Möglichkeit, für meine Frau und mich ein „Arbeitsvisum“ beim Kulturministerium zu beantragen. Ende April 1987 hatten wir die Pässe in Händen. Die Visa waren gültig „zur mehrmaligen Ausreise“ bis zum 30. April 1990. [IMB „Gerhard“ an Major Heimann Sommer 1987: „Ich habe den Eindruck, daß Kolbe durch sein Reiseprivileg spürt, daß er in der ‚Szene‘ geschnitten wird, er aber weder das eine noch das andere missen möchte.“]

15

Vor diesem Bericht hielt ich das genauere Nachdenken über eine abgebrochene Freundschaft für an der Zeit und hatte die Idee, durch eine Zeit Lebens die Spiegelachse eines einzigen Tages zu ziehen. Beides habe ich aufgegeben. Mir fehlt der Abstand. Es gereicht nur zur Kladder.

Der 20. April 1982 säte zumindest zwei Begriffe in mir, die zuvor nicht existiert hatten oder keine Rolle spielten: den der Normalität eines Lebens, das es in der DDR nicht gab, und einen anderen, der den Sozialismus als den Versuch beschrieb, der Geschichte zu entkommen. Jetzt sitzen wir wieder miteinander in dem Boot, das der immerhin offene Rachen des Moloch ist.

Inzwischen fand eine literarische Veranstaltung statt, an der u.a. FWM und ich gemeinsam teilnahmen. Inzwischen gab es aber auch jenen Abend, als mein „Offener Brief an Sascha A.“ noch im Druck war. [Uwe Kolbe: „Offener Brief an Sascha Anderson“, in: *Die Zeit*, 22.11.1991]

Ich hatte A. Tage vor seinem Offenbarungsgespräch mit Iris Radisch [Iris Radisch: „Das ist nicht so einfach“, Gespräch mit S. Anderson, in: *Die Zeit*, 1.11.991] getroffen: Nein, es stimme *nicht*, was der Biermann behauptet habe. Dann erwischte mich kalt die Offenbarung, das Eingeständnis langjähriger Gespräche mit den Jungens von der Sicherheit.

An jenem Abend kurz vor Erscheinen meines „Offenen Briefes“ rief mich FWM an, das erste Mal im Leben. Wer hatte ihm den Brief gezeigt, der doch noch gar nicht erschienen war? A. selbst? Jedenfalls versuchte mein ehemaliger Freund, mich von der Veröffentlichung abzuhalten: Man erledige damit die schmutzige Arbeit für die Journalisten. Und wenn ichs schon täte, dann sollte ich auf das Stipendium Villa Massimo verzichten – und nicht Sascha den Vorschlag machen. Der ganze Ehrenkodex FWMs ging über mir nieder. Aber ich wollte nicht zurück. Und ich wollte auch nicht wegen eines, der offenbar nichts ausgelassen hatte,

auf irgendetwas verzichten.

Am Schluß steht das Ende einer Form des Umgangs miteinander, die offenbar nie Freundschaft war. FWM entringt sich das Geständnis, daß es ihm „peinlich wäre, einem Fremden gegenüber zuzugeben, daß (er) dies überhaupt zur Kenntnis genommen habe. Wobei (er) speziell an Uwe Kolbe denke.“ [s. Fußnote 1]

Er dachte an den „Offenen Brief an Sascha A“. Sein üblicher und wohlbekannter Ekel dachte für ihn. Dessen Wurzeln bedürfen der Analyse durch einen anderen als unseren Berufszweig.

Mein andersgearteter Ekel läßt mich eine der Sackgassen des Stadtbezirks Prenzlauer Berg derzeit meiden.

Und wenn die da hinten schön leise auftreten, gedeiht zwischen den Steinen das Gras besser.

Uwe Kolbe, *Göttinger Sudelblätter* herausgegeben von Heinz Ludwig Arnold, Wallstein Verlag, 1994